

DAS MAGAZIN

Vom Glück, auf dem Velo zu sitzen oder
anderen dabei zuzusehen *Seiten 8, 15 & 23*





Er kann ihm das Wasser reichen: Der Franzose Jean-Pierre Genet erhält ein bisschen Abkühlung an der Tour de France im schrecklich heissen Juli 1968.

DAS MAGAZIN N°28-31 — 2023 BILD: BRIDE LANE LIBRARY/POPPERFOTO/GETTY IMAGES

DAS MAGAZIN N°28-31 — 2023 BILDER-COVER: JERED GRUBER; EDITORIAL: CHRISTIAN SCHNUR

Diese Ausgabe ist für alle, die das Velofahren lieben. Halt, bitte weiterlesen! Sie ist auch für jene geschrieben, denen Gümmeler-Romantik so fern ist wie einem Börsenhändler der 1.-Mai-Umzug. Denn Velofahren, so lernen wir in den drei Geschichten, ist mehr als nur Sport. Es ist eine lange Fahrt zu uns selbst.

Das erste Kapitel schreibt unser Kolumnist Max Küng. Vor genau zwanzig Jahren entschloss er sich, eine Etappe der Tour de France zu fahren. Und zwar eine der schwersten überhaupt, hoch zur Alpe d'Huez. Der Artikel machte damals, um im Bild zu bleiben, ziemlich die Runde – noch heute wird Küng auf ihn angesprochen. Zum Jubiläum wollte er die Sache wiederholen. Die Fahrt und der Text sind eine poetische Mediation über die Kraft der Veränderung und darüber, was zwanzig Jahre mit unserem Kolumnisten gemacht haben.

Das zweite Kapitel handelt von Marlen Reusser. Die Schweizerin ist eine der besten Radrennfahrerinnen der Welt, und das, obwohl sie erst nach dem Medizinstudium ernsthaft zu trainieren begann. Ihr Lebenslauf ist eine Inspiration für alle, die sich fragen, ob sie vielleicht nochmal etwas ganz anderes im Leben machen sollten.

Das dritte Kapitel schliesslich bestreitet eine Architekturkritikerin und Geigerin. Oder genauer: eine neunundzwanzigjährige Frau, die vor nicht allzu langer Zeit Architekturkritikerin und Geigerin war und heute so brillant wie wohl niemand sonst über Velorennen schreibt. Die Frau heisst Kate Wagner und sagt: «Die Leute glauben, das Leben verläuft linear. Ich bin der Beweis des Gegenteils.»

Wie jedes Jahr macht «Das Magazin» Sommerpause. Die nächste Ausgabe erscheint am 12. August. Ich wünsche Ihnen, je nach Bedarf, einen geruhsamen oder aufregenden Sommer!

BRUNO ZIAUDDIN



Berg- und Qualfahrt: Max Küng im Jahr 2003 auf dem Gipfel. Wie es ihm zwanzig Jahre später erging? Seite 8

- 8 Die Entdeckung der Langsamkeit: Wie ich nach zwanzig Jahren wieder eine Tour-de-France-Etappe fuhr. VON **MAX KÜNG**
- 15 Kann man zuerst Ärztin sein und dann Veloprofi werden? Der erstaunliche Lebenslauf von Marlen Reusser. VON **CHRISTOF GERTSCH**
- 23 Wie die Tour de France mein Leben veränderte. Zum Besseren. VON **KATE WAGNER**
- 4 **PHILIPP LOSER** besingt einen Liberalradikalen
- 4 **KATJA FRÜH** probiert Ketamin
- 5 **KALTÉRINA LATIFI** unterscheidet Schein und Sein
- 6 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** wollen sich verändern
- 7 **CHRISTIAN SEILER** liebt das Einfache
- 29 **TAG IM LEBEN** einer 93-jährigen Künstlerin
- 30 **MAX KÜNG** spendet an World Bicycle Relief
- 31 **HANS ULRICH OBRIST** trifft Juan Mata



PHILIPP LOSER

Ein Held der Verfassung

Richtige Helden sind immer auch etwas tragisch. Nie war einem Roger Federer näher als bei seinen grössten Niederlagen. Als er 2021 bei seinem letzten Match in Wimbledon den letzten Satz mit 0:6 verlor. Oder zwei Jahre zuvor am gleichen Ort, als er gegen Novak Djokovic einen Aufschlag von seinem neunten Titel entfernt war.

Natürlich ist so ein verlorener Wimbledon-Final schwer vergleichbar mit dem, was Melchior Diethelm mehr als hundertundsiebzig Jahre zuvor erlebte, im März 1848. In Sachen persönlicher Betroffenheit und Drama aber durchaus.

Diethelm wird im Jahr 1800 geboren, im Bezirk March im Kanton Schwyz. Die Eltern sind nicht reich, sie sind aber auch nicht arm. Diethelm besucht die Lateinschule in Lachen, studiert Medizin in Wien und eröffnet später eine Praxis in Siebnen.

Politisiert wird der liberal-radikale Arzt durch die Situation in seinem Kanton. Er kommt aus den äusseren Landschaften von Schwyz, die von den reaktionären «Altschwyzern» als Untertanengebiete behandelt werden. Bald gehört er zu den führenden Kräften der ausserschwyzerschen Autonomiebewegung (die gab es!).

Der Kanton geht auseinander, findet wieder zusammen, und Diethelm wird zu einer seiner wichtigsten Persönlichkeiten. Er sitzt im Verfassungsausschuss, ist weiterhin Arzt, zudem

Gastwirt, Korrespondent und für kurze Zeit Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung» (unter seiner Leitung wechselt die NZZ auf einen täglichen Erscheinungsrhythmus), wird Regierungsrat. Ende 1847 ist er einer von zwei Gesandten des Kantons Schwyz in der eidgenössischen Tagsatzung, und im Januar 1848 wird er in die Bundesrevisionskommission gewählt.

Diese Kommission ist «unter den Hunderten oder Tausenden von Kommissionen, die es in der Schweiz je gegeben hat, mit Abstand die wichtigste», heisst es in «Stunde Null» des Historikers Rolf Holenstein, einer brillanten Nacherzählung der Entstehung der Bundesverfassung vor hundertfünfundundsiebzig Jahren.

In einundfünfzig Tagen vollendete die Kommission ihr Werk. Einundfünfzig Tage, in denen die Schweiz, wie wir sie heute kennen, (zu grossen Teilen) erfunden wurde.

Die entscheidende Frage für die Kommission lautete: Wie regeln wir die Kompetenzen des Souveräns? Wer ist überhaupt der Souverän? Wie schaffen wir ein Gleichgewicht zwischen den grossen Kantonen und den kleinen? Es ist die heikelste Frage und die umstrittenste: Die kleinen Kantone sind nicht gewillt, Kompetenzen abzugeben, sich unterzuordnen.

Auch Melchior Diethelm argumentiert zu Beginn der Verfassungsarbeiten aus einer kantonalen Logik. Bis zum März 1848. Nach einem konservativen Umschwung in Schwyz verliert Diethelm in einer tragischen Wende des Schicksals all seine kantonalen Ämter. Nichts lassen ihm die Schwyzer übrig. Ausser den Sitz in der Bundesrevisionskommission.

«Aus dem Gleichgewicht geworfen, gedemütigt, verwirrt, wirft er alle seine bisherigen kantonalen Rücksichten hinter sich, um vorbehaltlos den Prinzipienweg einzuschlagen», schreibt Holenstein. Es ist Diethelm, der mit einem fulminanten Auftritt und intensivem Lobbying den Weg frei macht für ein Zwei-Kammer-Prinzip nach amerikanischem Vorbild. Zwei Kammern – eine für die Bevölkerung, eine für die Kantone –, die über alle Belange gleichberechtigt entscheiden.

Es ist die entscheidende Wende in der Entstehung unserer Verfassung. Unseres Landes.

Diethelm ist ein Held. Aber er will keiner sein. Später leugnet er seine Rolle, es kommt in seinem Kanton nicht gut an, wenn man sich für die Eidgenossenschaft einsetzt – in einem Kanton, der bis heute in allen grossen Abstimmungen Nein zur Bundesverfassung gesagt hat.

Was man aus dieser Geschichte lernen kann? Zum einen: Aus Niederlagen kann tatsächlich Gutes entstehen. Und zum anderen: Manchmal braucht es jemanden aus der konservativsten Ecke, um echten Fortschritt zu erzielen.

PHILIPP LOSER
ist Redaktor des «Tages-Anzeiger».



KATJA FRÜH

Ketamin

Vor ziemlich langer Zeit habe ich hier mal über meine höllischen Rückenschmerzen geschrieben und die unendlich vielen Methoden, die ich ausprobiert habe, um diese Pein irgendwie in den Griff zu kriegen. Und wie das mit Schmerzen so ist, drücken sie natürlich auf die Stimmung, und oft kann man nicht mehr unterscheiden, was physischer und was psychischer Natur ist. Das ist nichts Neues, das weiss jeder.

Aber was ich ihnen jetzt erzähle, wissen nur Elon Musk und ich. Kürzlich las ich in dieser Zeitung, was Elon Musk gegen seine Depressionen unternimmt. Warum Elon Musk Depressio-

nen hat, stand da nicht. Jedenfalls, meine Ärzte empfahlen mir eine Drogentherapie, das Neueste gegen Schmerzen und schlimme Tiefs. Ketamin heisst das Zeug, ein Narkosemittel für Pferde, ein hochwirksames Schmerzmittel und eine Partydroge. Ich war äusserst interessiert. Drogen! In meinem Alter! Da ich in meiner Jugend eher zur Politfraktion und nicht zu den Hippies gehörte, experimentierte ich damals nicht mit bewusstseinsweiterndem Material, obwohl ich eigentlich davon fasziniert war. Aber die Angst war zu gross, zumal ich auch aus einer zur Sucht neigenden Familie stamme. Aber heute! Jetzt! Ich bekomme die Gelegenheit, eine Erfahrung zu machen, mit der ich nicht mehr gerechnet habe, ich bekomme vielleicht meine Schmerzen in den Griff, und alles wird besser, gut vielleicht. «D Mama uf Keti», sagte meine Tochter spöttisch, daran merkte ich, dass in der Szene meiner Kinder das Zeug durchaus bekannt war. Ich hielt sofort einen Vortrag, dass ich das als Schmerzmittel bekomme, ärztlich überwacht bin, dass das nichts mit Rausch und Vergnügen zu tun hat und vor allem vollkommen legal ist.

Ich habe jetzt meine sechste Infusion hinter mir (insgesamt sind es etwa zehn), und es beginnt zu wirken. Was man während des Trips erfährt, schleicht sich langsam in den Alltag ein. Ein Gefühl der Leichtigkeit. Der Verbundenheit. Menschen, die ich jahrelang nicht gesehen habe, sind irgendwie erschienen, und ich meldete mich dann tatsächlich bei ihnen, was erfreulich war. Schwierige Dinge, die mein Leben belasteten, scheinen plötzlich viel weniger wichtig. Und wenn dem mal nicht so ist, kann ich mich an den Zustand während der Infusion erinnern, und das Gefühl kommt wieder, nicht so stark, aber immerhin. Die Schmerzen lassen langsam nach. Und wenn meine zehn Behandlungen vorbei sind? Will ich dann immer mehr? Bin ich dann süchtig? Ich glaube nicht. Ich sehe es eher als ein Geschenk der modernen Medizin, als eine Erfahrung, die mir gutgetan hat.

KATJA FRÜH ist Drehbuchautorin und Regisseurin.

Illustrationen
ALEXANDRA COMPAIN-TISSIER



KALTËRINA LATIFI

Schein oder Nichtschein?

«Fake it till you make it.»

Eine Redewendung, die so sehr am Puls unserer Zeit ist wie keine andere. So tun als ob, bis einem das «Als-Ob», das sich selbst Vorgetäuschte, zur Wirklichkeit wird.

Mit anderen Worten: Durch (gefakten) Schein hin zum (realen) Sein. Dabei geht es nicht so sehr darum, dass man andere mit Vorspiegelungen falscher Tatsachen blendet, bis sie die Täuschung für Realität halten, sondern vielmehr darum, sich selbst und den eigenen Selbstzweifel zu überlisten und sich einzubilden, dass diese List funktioniert. In dieser Einbildung aber liegt die Crux. Sie hat das Potential, uns anzuspornen, sodass wir aus der eigenen Komfortzone heraustreten, hinein in unbekannte Gefilde. Vom «Faken» kann man mit der Zeit dann übergehen zum «Maken», aber nur, wenn man unter «faken» «üben» versteht. Übung macht ja bekanntlich den Meister.

Interessanterweise höre ich nun aber von immer mehr Menschen, dass sie sich – in ihrem Fachgebiet, ihrem Beruf, vielleicht sogar in ihrer Funktion in der Gesellschaft – insgeheim für einen Hochstapler halten. Sie empfinden ihr Handeln, ihr Auftreten, was sie sagen und wie sie kommunizieren als Fake. Sie meinen, sie hatten einfach nur Glück gehabt bisher und dass ihre Mitmenschen diesen Trug noch nicht erkannt haben.

Ob diese Entwicklung mit einer falsch verstandenen Fake-it-till-you-make-it-Mentalität zusammenhängt? Oder sollen wir es mit Goethes Zwittergestalt Mignon halten, die sich selbst vorsingt: «Lass mich scheinen, bis ich werde»?

Dieses Empfinden kenne ich aus persönlicher Erfahrung. Unmittelbar nach meinem Doktorat hatte es an lähmender Intensität zugenommen. Ihm lagen erhebliche, mit der eigenen Lebensgeschichte zusammenhängende Selbstzweifel zu Grunde. Sie äusserten sich in Unsicherheiten darüber, ob und welchem Milieu ich mich zugehörig fühlen sollte. Bei mir betraf das vor allem die Frage des Akademischen: Gehörte ich wirklich dazu, so wie die anderen dazugehören schienen? Warum gelang den anderen ein vermeintlich genuines Sein, während man selbst eine Mogelpackung war?

Bis ich eines Tages auf den naheliegenden Gedanken kam, dass diese anderen, die selbstbewusst auftraten und scheinbar alles wussten, womöglich auch nur so taten als ob. Manche schienen das Spiel durchschaut und zwecks Selbsterhaltung ihre eigene Rolle kreiert zu haben, mit der sie nun glänzten. Andere wiederum, auch dieser Eindruck verstärkte sich bei mir, spielten, ohne ein Bewusstsein dafür zu haben, dass sie es taten. Sie waren nicht durch Schein ins Sein gelangt, sondern gaben es für ihr Sein aus.

Und genau da wirds gefährlich: Wenn die Grenze unscharf wird und man Schein und Sein verwechselt. Hamlet, das theatralische Paradebeispiel dieser sonderbaren Wechselbeziehung zwischen Schein und Sein, versetzte sich willentlich in eine «antic disposition», um durch «posseurserisches Verhalten» die Maskenhaftigkeit der anderen zu entlarven und so ihr wahres Sein ans Licht zu bringen. Er setzte ein Verstellungsspiel ein, um die Wahrheit zu enthüllen.

In unserer Zeit aber hat sich dies umgekehrt, und die Verstellung wird uns immer mehr zur Wahrheit.

KALTËRINA LATIFI ist Essayistin und Literaturwissenschaftlerin.



KROGERUS & TSCHÄPPELER

DAS REGION-BETA-PARADOX

Stellen Sie sich folgende Situation vor: Sie sind in einer Beziehung, die okay ist. Sie mögen und schätzen sich, vielleicht haben Sie eine Geschichte, die Ihnen wichtig ist, aber tief in Ihrem Inneren wissen Sie, dass die Beziehung nicht funktioniert. Sie sind: weder richtig glücklich noch richtig unglücklich.

Oder diese Situation: Sie haben einen Job, der Ihnen nicht wirklich Spass macht, aber Sie sind auf das Einkommen angewiesen. Wenn Sie ehrlich mit sich sind, wissen Sie, dass das nicht Ihr Traumberuf ist oder das, was Sie sich für sich selbst eigentlich vorgestellt haben, aber Ihre Chefin ist okay und der Arbeitsweg nicht all zu lang. Sie sind: weder richtig glücklich noch richtig unglücklich.

Wenn Sie sich in einer solchen oder ähnlichen Situation befinden, erleben Sie das Region-Beta-Paradox. Es wurde erstmals 2004 von dem Psychologen Daniel Gilbert formuliert als ein widersprüchliches Feld, in dem wir Menschen uns mit weniger zufriedengeben, als wir ursprünglich wollten, aber zugleich nichts unternehmen, weil wir unsere Situation nicht als so schlecht empfinden, dass wir etwas

ändern müssten. Wir haben es uns in einem mittelmässigen Gefühl eingerichtet. Das Paradoxale daran: Eine Verschlechterung der Situation wäre eine Verbesserung, weil wir uns dann gezwungen sähen, zu handeln. Denn wenn es uns wirklich schlecht geht, sind wir eher bereit, Massnahmen zu ergreifen. Bei weniger intensiven negativen Erfahrungen – wie zum Beispiel die eingangs erwähnten Situationen: eine mittelmässige Beziehung, ein mittelmässiger Job – neigen wir dazu, nichts zu tun. Was lernen wir aus dem Paradox? Zweierlei (und der zweite Punkt widerspricht leider dem ersten):

1. Handeln Sie. Wenn etwas in Ihrem Leben nicht stimmt, warten Sie nicht darauf, dass es sich von selbst ändert oder schlimmer wird. Suchen Sie nach Möglichkeiten, es zu verbessern oder zu verändern.

2. Warten Sie ab. Die eigentliche Lehre aus dem Beta-Paradox besteht nicht darin, alles sofort umzuwerfen, sobald Ihnen nicht wohl ist, sondern zu erkennen, wann Sie eine Situation verändern sollten und wann Sie besser abwarten. Weisheit liegt in der Fähigkeit, das eine vom anderen zu unterscheiden.

WAS ICH BEKLAGE / WAS ICH LIEBE



Es ist ein bitteres Missverständnis, dass das Verwenden grossartiger Lebensmittel und die Kunst, sie angemessen zuzubereiten, snobistisch ist.

Nachdem ich durch die Markthalle von Narbonne gegangen war, einmal, zweimal, dann noch ein drittes Mal, war ich ein nachdenklicher Mann. Stimmt schon, die grosse, im Art-Deco-Stil erbaute Halle aus dem Jahr 1871 ist eine Besonderheit. Sie repräsentiert einen wichtigen Teil des französischen Nationalstolzes, die berechtigte Freude über ein ganz besonderes Verhältnis zu allem, was Leib und Seele zusammenhält.

Ich sah Fisch und Krustentiere in einer Vielfalt und Qualität, wie selten zuvor, Meeräschen, Kraken, Rochenflügel, Stabmuscheln, alle möglichen Hummer, Krebse und Gambas. Ich sah Fleisch in den unterschiedlichsten Reifestadien und von ausgewiesenen Herkünften (unter anderem vom Simmentaler Rind), alle möglichen Innereien und Teile, die andernorts, wenn überhaupt, höchstens in der Wurst landen. Ich sah, apropos, Würste aller Art – neu auf dem Radar zum Beispiel Boudin aux morilles, Weisswürste mit Morcheln –, verführerische Pasteten und Terrinen, aber niemals den seelenlosen Aufschnitt wie in heimischen Supermärkten.

Besonders lang stand ich vor den Ständen mit dem Geflügel. Die Schönheit der Hühner, die weder ihrer Köpfe noch Krallen beraubt wurden, ist melancholisch und direkt, vielleicht kann sie sogar als brutal missverstanden werden. Die Tiere sind immer noch Tiere, also Charaktere, nicht zugeputzte Fleischklumpen, denen man ihr früheres Leben als Individuum nicht mehr ansehen soll. Ich sah enorme Hennen, kleine Tauben und Wachteln, fette Enten – und erinnerte mich natürlich sofort an die Trauergesänge nicht-franzö-

sischer Küchenchefs, dass es nirgendwo auch nur annähernd so gutes Geflügel gäbe wie in Frankreich – wie hier, wo ich gerade stand.

Ich bewunderte das Obst und das Gemüse, die früh geernteten Zucchini mit ihren Blüten, die Melonen, die nicht nur Saft, sondern auch Geschmack enthalten, die kleinen Kartoffeln, den wilden Spargel, die Salate, die zu grossen Sträussen gebundenen Kräuter. Ich stand vor den Käseständen, wo man dem frischen Ziegenkäse ansah, dass er gerade erst aus der Milch gehoben worden war, während die Nachbarn in seiner Vitrine schon ein bisschen Zeit zum Reifen bekommen hatten, zum Ausprägen von Geschmack, mehr Geschmack, noch mehr Geschmack.

Zwischen den gut bestückten Ständen befanden sich ein paar Buffets, wo Suppen gekocht, Hühner gebraten oder Austern aufgebrochen werden, und ich beobachtete die Menschen, die sich hier zum Mittagessen achtzehn Austern bringen liessen und sie verzehrten, ohne dafür auch nur den Hauch eines Distinktionsgewinns zu beanspruchen. Die Austern schmeckten ihnen, und sie benahmen sich nicht einmal besonders gut, wenn sie schlürften und merkwürdigen Rosé nachgossen und lachten und sich die Finger ableckten.

Bei einem Konditor kaufte ich mir ein Pinientörtchen, das ich dann draussen am Kanal verzehrte, wo ich sass und mir mit meiner Litanei selbst auf die Nerven ging. Aber ich zermartere mir den Kopf schon seit Urzeiten mit der Frage, warum französische Märkte im Vergleich zu denen in der Schweiz, in Österreich und vor allem in Deutschland, andere Galaxien kulinarischer Kultur repräsentieren, nicht nur partiell bessere Angebote.

Ich will ja nicht klagen. Zuletzt auf dem Helvetiaplatz sah ich auch im Marktwagen der Fleisch und Geflügel führenden Fiechter-Schwester Grossartiges. Angebote wie diese muss man allerdings mit der Lupe und der Stoppuhr suchen, weil sie sonst wieder weg und woanders sind. Die französische Marktkultur drückt sich aber in der Markthalle von Narbonne nur als Pars pro Toto aus, als Mosaikstein einer Selbstverständlichkeit, die im ganzen Land gepflegt wird. Was hier Normalität ist, wäre bei uns – bescheuertes Wort, aber unvermeidlich – Luxus. Deshalb ist das Austernschlürfen auch den teuren Restaurants vorbehalten und kein kulinarisches Erlebnis wie das Essen einer Wurst.

Ich beklage das Missverständnis, dass das Verwenden grossartiger Lebensmittel und die Kunst, sie angemessen zuzubereiten, als snobistisch, abgehoben, arrogant, jedenfalls nicht als elementar und normal betrachtet wird. Ich sehne mich nach einer kulinarischen Kultur, die das Beste nicht für aussergewöhnliche Anlässe, Geburtstage, Jahrestage reserviert, sondern für die nächstbeste Gelegenheit.

Ich liebe das Einfache, aber mit den besten Zutaten. Ich bewundere das Zusammenspiel einer engagierten Bauernschaft, von Viehzüchtern, Händlerinnen, Gastronomen und – jetzt kommts – Kundinnen und Kunden. Denn auch wir sind dafür verantwortlich, was uns verkauft wird, indem wir uns täglich für das Beste entscheiden.

Liebe in Frankreich – damals und heute

Vor zwanzig Jahren fuhr unser Autor eine Etappe der Tour de France. Nun fährt er sie noch einmal. Eine Übung im Älterwerden.

TEXT MAX KÜNG
BILDER CHRISTIAN SCHNUR

Am Morgen fühlte ich mich schrecklich, schweissgebadet lag ich im Hotelbett, hatte Halsschmerzen, beim Frühstück fehlte mir der Appetit. Wurde ich krank? Oder hatte ich bloss schlecht geschlafen, angesichts dessen, was ich vorhatte? Ich zwang mich, eine Banane zu essen, denn ich wusste, ich würde an diesem Tag wohl so etwas wie Zuversicht brauchen, vor allem aber Energie. Ich füllte die Bidons, stieg aufs Velo und fuhr los. Kneifen war keine Option; nicht heute.

Ein paar Wochen zuvor hatte ich im Keller eine Tasche gefunden. Sie war voller alter Rennveloklamotten, blau und rot und synthetisch, Sponsorenaufdrucke vom United States Postal Service. Eine Tasche voller Erinnerungen. Es war die Ausrüstung gewesen, welche ich für eine Reportage für «Das Magazin» getragen hatte, als ich Lance Armstrong werden wollte und mit dem Rennvelo einen Teil einer Tour-de-France-Etappe fuhr, über den Galibier-Pass und hoch nach Alpe d'Huez.

Zwanzig Jahre ist das her. Auch heute noch werde ich dann und wann auf die Geschichte angesprochen. Hazel Brugger meinte einst, sie erinnere sich noch gut daran, wie sie jene Ausgabe von «Das Magazin» in den Händen gehalten habe, sie sei damals noch ein Kind gewesen; und als sie mich dort auf dem Cover sah, auf dem Galibier-Pass stehend, ein erschöpfter Mann in dieser elend engen Rennvelo-

montur, da habe sie sich überlegt, lesbisch zu werden. In der Tat finden manche Menschen die unerbittlich alles abzeichnende Kleidung entwürdigend und fragen: Muss das sein? Darauf gibt es eine einfache Antwort: Ja. Weil: Aerodynamik ist die halbe Miete. Die Klamotten von damals passten noch (Elastan!). Also packte ich sie, schnallte das Velo aufs Autodach und machte mich auf den Weg nach Frankreich, um zu tun, was ich vor zwanzig Jahren getan hatte – und dabei darüber nachzudenken, was in dieser Zeit geschehen ist.

Sanft steigt die Strasse an, folgt einem kleinen Fluss, der Valloirette, dann wird sie steiler und windet sich bald in Kehren in die Berge hinein, in deren Spitzen die Wolken parkiert sind. Mit jedem Höhenmeter fühle ich mich etwas besser, und Erinnerung um Erinnerung kommt zurück, auch der erste Pfiff eines Murmeltiers lässt nicht lange auf sich warten, dann der zweite. Es ist, als begrüßten die Tiere einen alten Freund nach langer Zeit. Höflich grüsse ich zurück.

○

Exakt vor zwanzig Jahren wollte ich also Lance Armstrong werden, oder wenigstens ein bisschen. Bis dahin war das Velo bloss ein Fortbewegungsmittel für die Stadt gewesen. Nie sass ich davor länger auf einem Sattel als zwanzig Minuten. Wieso auch?! Aber ich schaute schon als Bub gerne die Tour de France im Fernsehen. Und mich

nahm wunder, wie es sich anfühlte, das Leiden. Es musste wohl auch Schönheit darin zu finden sein, sonst würden es ja nicht so viele tun. Ausserdem war ich zu dick und kam in ein Alter, in dem man nur noch dicker werden würde. Also kaufte ich mir ein Taschenbuch mit dem Titel «Das Lance-Armstrong-Trainings-Programm – Trainieren wie ein Profi», und weil es da noch Winter und an das Rennvelofahren draussen nicht zu denken war für ein Weichei wie mich, schaffte ich mir auch eine Trainingsrolle an, ein Pulsmessgerät und absolvierte den «Siebenwochenplan zum Erfolg für Anfänger». Ich nahm die Sache ernst, suchte gar eine Ernährungsberaterin auf, denn ich hatte in dem klugen Buch gelesen: Der Schlüssel ist auch die Ernährung. Fertig war die Zeit der Schokoladen-croissants am Morgen. Ab sofort gab es ein Glas warmes Wasser und dann Müesli. Rotes Fleisch, Alkohol, Süssigkeiten verschwanden. Meine Ernährung ging hin Richtung «komplexer Kohlenhydrate», «hochwertiger Proteine», «Chrom, Zink, Selen». Damals wusste man noch nichts von Armstrongs Geheimnis, welches ihm Flügel verlieh.

In der Zwischenzeit hat sich vieles wieder normalisiert. Es gibt sogar morgens manchmal Schokoladen-croissants und abends Vino. Ich wurde nach jener Reportage kein vergifteter Rennvelofanatiker, der seiner Leidenschaft alles unterordnet, sondern ein moderater Amateur im Wortsinn, ein Liebhaber jenes Sports, der einem so



DAS MAGAZIN N°28-31 — 2023

DAS MAGAZIN N°28-31 — 2023

Wo ist Max Küng?

viel gibt, nicht nur, wenn man ihn ausübt, sondern auch fernab der Strassen, etwa vor dem Fernseher sitzend (stundenlang!), beim Mitleiden bei den grossen und kleinen Rennen. Zudem die Räder selbst, die wunderbare Effizienz dieser einfachen Technik, nicht zu vergessen die Aspekte der Ästhetik: Das Rennvelo ist ein holistisches Hobby – und manchmal genügt es schon, am Kiosk in der Fachzeitschrift «Tour» zu blättern oder winters bei Rapha ein paar neue Radklamotten zu bestellen.

Bewusst gemächlich fahre ich der Passhöhe des Galibiers entgegen, damit ich möglichst viel Zeit habe, über das Damals und Heute nachzudenken – und vor allem die Zeit dazwischen. Dennoch überhole ich zwei japanische Rennradtouristen auf Mieträdern, die wohl extra angereist sind, um die grossen Pässe zu befahren. Und ich werde überholt. Von Motorradklubs. Von Wohnmobilen. Und von einer Frau auf einem aerodynamisch optimierten Carbon-Renner, die den Berg hochfliegt. Wieder pfeift ein Murmeltier. Die Strasse wird noch etwas steiler, die Landschaft karger, Schnee bedeckt die Hänge, und die Luft wird dünner.

○

In den letzten zwanzig Jahren ist einiges geschehen. Kinder kamen zur Welt, gingen in den Kindergarten, wurden eingeschult, sind heute grösser als man selbst. Es gab viel Freude, es wurde schallend gelacht, man feierte Feste, es gab auch Tränen. Menschen, denen man nahe war, starben. Die Zeit plätscherte, sie floss, sie strömte. Die Welt hat sich unentwegt gedreht und gedreht, und dann und wann stand sie Kopf, alles hat sich verändert, nicht zuletzt man selbst. Doch das Rennvelo war in dieser teils turbulenten Zeit eine Konstante der Schönheit, eine Verlässlichkeit der Ruhe, ein Zufluchtsort, um bei sich zu sein oder zu sich zu kommen. Das Rennvelo ist nicht nur ein Gefährt, sondern ein Gefährte – und dann und wann auch mein Therapeut. Noch nie war eine Sekunde auf dem Velo langweilig, selbst wenn sie langweilig war. Wie bei einem dreidimensionalen Wimmelbild gibt es auf Ausfahrten immer viel zu sehen

und zu hören und zu riechen und zu spüren. Greifvögel, die über frisch gepflügten Äckern kreisen; Primarschulklassen, die auf dem Weg ins Turnen in Unterführungen im Kollektiv kreischen, einfach um des Kreischens willen; der Duft nach Heu oder frisch geschlagenem Holz; ein Grümpelturnier; ein Seifenkistenrennen; die schattige Kühle eines Waldes; ein Schweisstropfen, der das Rückgrat hinunterkullert. Man fährt aus der Stadt und radelt über Land und durch Welten, die wie aus der Zeit gefallen scheinen. Zudem kommt man an vielen Bauernhöfen vorbei, was mich als verstädtertes Landei immer wieder tief in Erinnerungen stürzt und mich so sowohl mit meiner Vergangenheit wie auch mit der ländlichen Schweiz verbindet.

Zudem ist das Velofahren perfekt, um über dies und jenes nachzudenken, ohne dass man zu sehr darüber nachdenkt. Man kann sich etwa ideal an Probleme heranschleichen, denn das Gehirn ist beim Fahren immer ein bisschen beschäftigt (mit der Landschaft, der Route, drohenden Gefahren, unfassbar hässlicher Agglo-Architektur), hat aber immer noch Kapazität, um an grösseren und kleineren Fragen herumzustudieren.

Diese halbautomatische Funktion des Reflektierens wird jedoch zurückgefahren und irgendwann eingestellt, wenn man die körperliche Aktivität steigert, beispielsweise auf den Galibier hochfährt – dann denkt man nach einer Weile gar nichts mehr, sondern lässt das Gehirn im Endorphinsud niedergaren, während man kurbelt und kurbelt. Nichts mehr denken zu können, ist ein ganz und gar erstrebenswerter Zustand. High geht es in die Höhe. Bis man oben ankommt und vom Rad steigt, zufrieden mit sich und der Welt, die einem zu Füssen liegt. Und dann das tut, was getan werden muss dort oben: den profanen Passschildschuss – ein Foto jenes Verkehrszeichens, auf dem steht, wo man steht, was eben geschafft wurde im Schweisse des Angesichts. Das Schild ist die Quittung. Da steht nicht nur der Name des Passes, sondern auch – noch wichtiger – die Höhe in Metern über Meer. Denn Gümmeler lieben Zahlen, davon können sie nicht genug bekommen, von Metern und Minuten und Watt und Gramm, alles, was man messen

kann. Gefühle sind schön und gut, Zahlen jedoch sind absolut verlässliche und beständige Dinge, denen man vertrauen kann. Als ich auf dem Pass ankomme, bin auch ich zufrieden mit mir und der Welt. Aber ich stelle gleich fest: Die Passhöhe des Galibiers sieht anders aus als vor zwanzig Jahren. Der Mensch hat sich auch hier zu schaffen gemacht. Es gibt einen neuen Parkplatz, der auch an einem Montagmorgen um zehn schon überfüllt ist, es herrscht Dichtestress: Schmerzbäuchige Motorradfahrer, die sich aus den Oberteilen ihrer Lederkombis häuten; Sportwagenfahrer, deren eben noch gequälte Karren leise knistern.

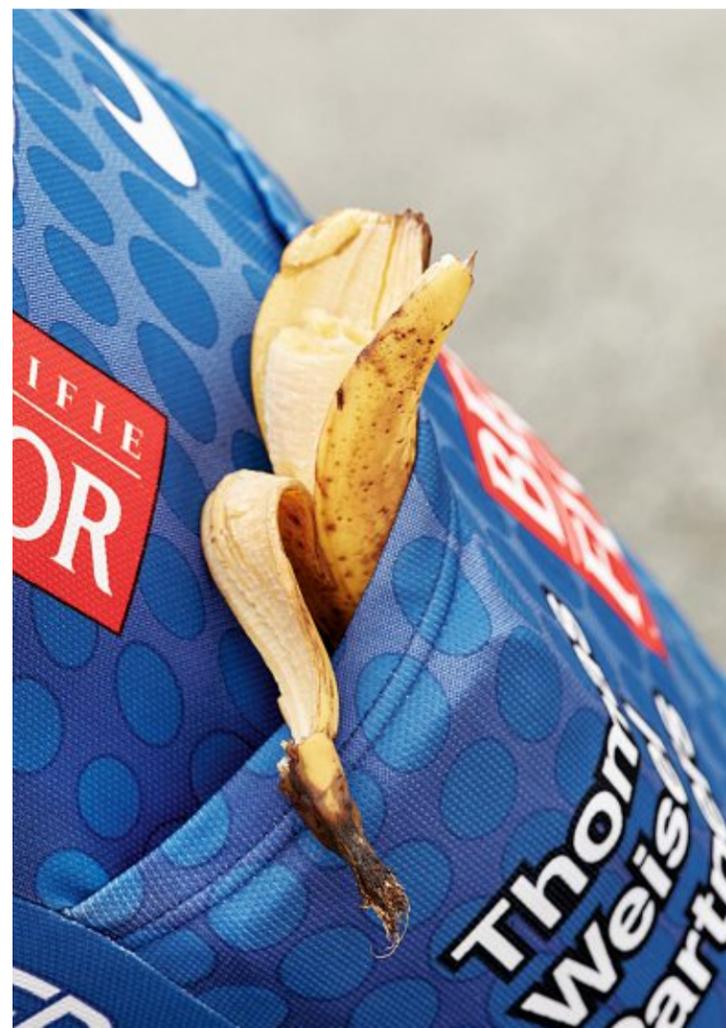
Was es vor zwanzig Jahren auch noch nicht gab: Werbebanner verweisen an Profifotografen, die unterwegs postiert sind und alle berg- und talwärts Fahrenden ablichten und die Bilder noch gleichentags gegen Geld auf ihrer Website anbieten. Es ist ein veritable Zirkus auf dem Fleck dort oben.

Das Velofahren ist perfekt, um über dies und jenes nachzudenken, ohne dass man zu sehr darüber nachdenkt.

Aber vor allem stellt sich mir eine Frage: Wo ist das alte Passschild? Das verdammte Passschild fehlt! Das Schild, auf dem steht, dass man sich auf 2645 Metern Höhe befindet, das Beweisschild, weswegen ich gekommen bin! Hat es jemand geklaut? Oder wurde es Opfer der winterlichen Schneemassen? Sicher ist bloss: Es ist nicht mehr da. Es gibt zwar ein neues Passschild, grösser und schicker, aber an einem anderen Ort – und vor allem steht dort: «altitude 2642m». Was ist mit den drei Metern geschehen? Wo sind sie hin? Etwas verwirrt schlüpfte ich in mein Windjäcklein, esse noch eine Banane und steige wieder aufs Rad, um die steile Abfahrt unter die Räder zu nehmen, gemächlich, denn ich bin nun



Die Stille auf der Strasse (bis der nächste Töff naht).



Nicht die erste Banane an diesem Tag.

in einem Alter, in dem man nicht mehr so schnell die Berge runterfährt.

Für mich als praktizierenden Höhenhängstler ist die hochgefaltete Dramatik der Alpen sowieso fast ein bisschen zu viel. Vorsicht ist auch angebracht: Ein böiger Wind geht, es beginnt zu tröpfeln, und die Strasse ist garniert mit Schlaglöchern. Und vor allem sitzt mir die Trauer im Nacken. Ein Schatten liegt über den Dingen. Ich spüre eine Ahnung von Furcht in den Knochen. Nur Tage ist es her, als der Schweizer Radrennfahrer Gino Mäder während der Tour de Suisse bei der Abfahrt vom Albula stürzte und tödlich verunglückte. Es war ein Schock.

○

Ich hatte Mäder nicht persönlich gekannt, aber dann und wann gesehen, beim Training, das war faszinierend: dass man einen Helden, den man nur aus dem Fernsehen kannte, in freier Wildbahn erspäht. Das macht ja auch einen Teil der Faszination des Sports aus: die Volksnähe. Einmal hatte Gino mich überholt, am Gottschalkenberg (ein wunderbarer Buckel, um mit dem Velo hochzufahren). Freundlich hatte er dabei gegrüsst, wie unter Gümmelern üblich: «Hoi!», dann zog er davon. Drei Tage vor dem Start der Tour de Suisse wollte es der Zufall, dass wir eine Weile nebeneinander fuhren, auf dem Weg ins Reppischtal, und ins Gespräch kamen. Wir plauderten ein wenig und lobten die Gegend, die sich so wunderbar zum Velofahren eignete, sowohl für einen Profi wie ihn wie auch für einen Hobbyradler. Er sagte, er freue sich auf die Tour de Suisse, und bevor er sich verabschiedete und sein gewohntes Tempo wieder aufnahm, wünschte ich ihm viel Glück, ich würde am TV mitfiebern, ihm die Daumen drücken. Und ich dachte, was ich zu Hause allen erzählte: So ein sympathischer Mensch, so ein netter Kerl! Und dann die Tragödie, die einem vor Augen führt, wieder einmal: Man ist als Mensch verletzlich, gerade auf dem Velo, obwohl man sich dort so lebendig fühlt, wenn man durch die Landschaft fährt, so frei und leicht.

Vom Galibier geht es hinunter über den Col du Lautaret und dann ost-

wärts nach Le Bourg-d'Oisans, ein Kaff, von dem aus es wieder hochgehen würde zum Ziel dieser kleinen Reise, nach Alpe d'Huez.

Was ich verdrängt oder vergessen habe: wie hässlich Frankreich sein kann. Natürlich sind da die Berge, die Spitzen noch schneebedeckt, wunderbar! Aber hat man den Pass über die Berge überwunden, kommt man in ein Tal – und durch dieses Tal fliesst nicht nur ein Fluss mit dem romantischen Namen Romanche, sondern auch der Verkehr auf der einzigen Strasse, die noch nicht einmal einen Namen besitzt, sondern bloss eine Nummer (D1091). Und es gibt Tunnel. Dunkle Tunnel. Vor zwanzig Jahren schrieb ich euphorisch darüber. «In dem lampenlosen Tunnel ist es so unglaublich dunkel und kalt. Es ist, als fahre man mit 60 Stundenkilometern ins Nichts, ins Innere der Erde, einem Ende entgegen. Meine Güte, denke ich, so muss es im Geburtskanal gewesen sein.» Mit einem Unterschied: Im Geburtskanal fährt hinter einem kein Harley-Davidson-Klub, der all seine abartig lauten und originellen und vom Strassenverkehrsamt wohl kaum zugelassenen Hupen und Sirenen ausprobiert. Es ist, als wäre die gesamte Polizei Frankreichs hinter mir her, plus die Feuerwehr, plus alle Ambulanzen. Immerhin sind nun Lampen montiert, doch es sind trübe Funzeln, und ich bin gottentfroh, als ich wieder in das warme Licht des Tages tauche, mich die Töffs überholen, einer nach dem anderen, ich bald wieder in Ruhe weiter meinem Ziel entgegenfahre, bis nach Le Bourg-d'Oisans komme und dort die Strasse erahne, die im Zickzack den Berg zu meinem Ziel hochführt, kühn in den Fels geschlagen.

Beim Rennvelofahren ist man immer mit der Zivilisation verbunden, man ist nie wie beim Wandern in der mehr oder minder freien, unschuldigen Natur, denn da ist ja die Strasse, die den Ort verbindet, den man verliess, mit jenem, den man erreichen wird. Eine geteerte Strasse von Menschen gebaut, mal gerade, mal kurvig. Dies macht für mich auch einen Reiz des Rennvelofahrens aus: Man flieht zwar vor der Welt, dennoch bleibt man mit ihr verknüpft, es ist eine Art Realo-

Auf dem Pass ist man nie allein.



**SONNMATT
LUZERN**

Kurhotel & Residenz

Telefon +41 (0)41 375 32 32
www.sonnstatt.ch

DAS MAGAZIN N° 28-31 – 2023

DAS MAGAZIN N° 28-31 – 2023

Eskapismus auf schmalen Rädern. Bei der Auffahrt nach Alpe d'Huez allerdings fällt das Verhältnis zwischen Natur und Zivilisation leider ungünstig aus; zwar gurgeln Bächlein, und es zwitschern wohl auch Vögel im Geäst, doch hört man dies nicht, denn es sind Lastwagen unterwegs, Muldenkipper, und vor allem tonnenschwere Betonmischer – auf Französisch auf den schönen Namen *camion malaxeur* hörend –, die das Baumaterial in den Wintersportort hochkarren, damit dort noch mehr Appartementhäuser errichtet werden können.

○

Ich fahre ohne Hast, denn ich habe Zeit. Die Sonne knallt herunter, und die Strasse reflektiert sie. Es wird nun richtig heiss. Ich erinnere mich, dass ich vor zwanzig Jahren vergessen hatte, die Kniekehlen mit Sonnencreme einzuschmieren – und einen üblen Sonnenbrand an dieser dafür seltsamen Stelle mit nach Hause brachte.

Ich erinnere mich auch, dass ich nach der Fahrt im Hotel unter der Dusche erschrak, weil meine primären Geschlechtsmerkmale zu Miniaturgrösse geschrumpft waren (man braucht beim Velofahren das Blut überall, bloss nicht dort). Dann schiebt sich eine Wolke vor die Sonne, eine verbündete im Himmel droben, und macht die Sache etwas leichter. Noch einen Schluck mit Elektrolyten versetztes Wasser aus dem Bidon, und ich schnappe mir einen Typen, der vor mir fährt, in jeder Kehre komme ich etwas näher, bis ich ihn habe. Als ich freundlich grüssend an ihm vorbeiziehe, sehe ich: Er muss wohl hundert Jahre alt sein. Zudem ein Ranzen wie ein Walross. Aber egal: Überholt ist überholt!

Noch immer steht in jeder der 21 Kehren auf dem Weg nach oben eine Tafel, welche der Kurve ihre Nummer gibt und den Namen eines ehemaligen Gewinners einer Tour-de-France-Etappe trägt, welche hier hochgeführt hatte. Vor zwanzig Jahren war auf den Tafeln zudem ein grinsendes Marmelätier abgebildet, welches mich auszulachen schien. Das ist nun verschwunden, aber noch immer ist die Serpentine 14, die «Virage du Châteaueu», Beat Breu gewidmet, dem einstigen Bergfloh, der 1982 in Diensten

des Cilo-Aufina-Teams mit Startnummer 151 an diesem Anstieg an der Spitze lag (es war diese Etappe, deren Start von protestierenden Bauern verzögert wurde, die für ihre zu früh gereiften Früchte keine Abnehmer fanden). Er hüpfte den Berg hoch, Spitzkehre um Spitzkehre, hinter sich den Peugeot des Tourdirektors, ich weiss es noch ganz genau, denn ich sass als Knirps vor dem Fernseher und jubelte. Breu in den steilen Rampen, keuchend, kämpfend, einen Buckel machend – doch von hinten kam der Franzose Robert Alban immer näher. Es sah so aus, als ob der kleine Breu sich bei seiner Flucht zu sehr verausgabt hätte und am Ende wäre, Alban über mehr Kräfte verfügen würde. Doch als Alban bis auf wenige Meter herangekommen war, ging Breu aus dem Sattel und fuhr davon, liess seinen Gegner mit einem unwiderstehlichen Antritt stehen. Eine demoralisierende Tat für den Franzosen. Breu sorgte für einen der grössten Schweizer Sportlersiege überhaupt.

Der Duft von Kupplungen und strapazierten Bremsbelägen liegt schwer in der Luft, nachdem ein vierrädriger Porschekonvoi mit heulenden Motoren und quietschenden Reifen sich gegenseitig die Strasse hochgehetzt hat. Noch ein paar Lkw folgen, ein paar Lieferwagen, ein paar zerbeulte Renaults mit Einheimischen, für die die Tempoangaben auf den Verkehrsschildern gut gemeinte, aber unverbindliche Vorschläge zu sein scheinen. Dann kehrt für einen Moment wieder Ruhe ein. Der wohlvertraute Friede kommt zurück, ich höre nichts als meinen eigenen Atem, die arbeitende Lunge, das regelmässige Keuchen, das dumpfe Pochen des pulsierenden Bluts in der Echokammer des Schädels, der Körper funktionierend wie eine Menschmaschine.

Ich muss im Leiden leise lächeln, als ich unterhalb der Église Saint-Ferréol die Stelle passiere, an der ich vor zwanzig Jahren im Schatten auf einem Mäuerchen sass und nicht wusste, ob ich mich vor Anstrengung übergeben muss. Heute scheint alles ein My einfacher zu sein. Wohl weil man seinen Körper besser kennt und ein paar Dinge gelernt hat, etwa seine Kräfte einzuteilen. Etwas, das ich auch für meine Arbeit übernommen habe: nicht alles aufs Mal zu wollen, sondern Schritt für

Schritt zu tun – dafür stetig, ausdauernd, beharrlich. Irgendwann hatte ich festgestellt: Velofahren und Bücherschreiben sind verwandt, wie zwei Geschwister (welches der beiden ist wohl schöner?). Darüber denke ich nach, als ich ein leises Sirren vernehme. Ein Insekt? Das Sirren wird lauter. Ein Monsterinsekt? Nein, es kommt von einem Elektrovelo, das mich nun überholt. Auf dem Velo sitzt eine alte Frau in legerer Freizeitmode und mit modischer Sonnenbrille. «Bonjour», sagt sie fröhlich, winkt auch noch, surrt davon, verschwindet bald um die nächste Kehre. Ich komme mir verglichen mit der Elektro-Oma langsam vor. Und es fällt mir wieder ein, dass ich müde bin.

Der Anstieg ist wahrlich keine Schönheit, aber er ist hart, weil immer steil – dies macht auch seinen Reiz aus, das hat ihn zum Mythos gemacht und zu einer ultimativen Prüfung für die Profis der Tour. Als der Philosoph und Hobbyradler Peter Sloterdijk einst gefragt wurde, ob man als Normalo beim Befahren der grossen Berge ein Gefühl dafür bekomme, was Profis leisten würden, sagte er, es ginge gar darüber hinaus. «Man begreift, dass das, was diese Männer leisten, alles übersteigt, was Normalsterbliche begreifen können. Das erinnert fast an ein theologisches Studium: Man braucht den ersten Grad der Einweihung, um zu verstehen, dass man nichts versteht.»

Als ich in Alpe d'Huez ankomme, als es geschafft ist, empfängt mich eine lärmige Baustelle. Der Ort hat in den letzten zwanzig Jahren an Hässlichkeit zugelegt, noch mehr Skilifte wurden an die Hänge geworfen, gedeckte Outdoorförderbänder für faule Skiknirpse zieren die Wiesen, die Gipfel teilen sich das Panorama mit Baukränen. Aber das kühle Bier in der Kneipe mit dem seltsamen Namen Alaska schmeckt unglaublich gut. Das zweite ist fast noch besser! Und was ich sicher weiss in diesem Moment: Nach Alpe d'Huez würde ich nie mehr kommen, denn der Weg dorthin ist ein Sauhund. Das Rennvelofahren aber, das bleibt, was es wurde in den letzten zwanzig Jahren: mein bester Freund. DM

MAX KÜNG ist «Magazin»-Kolumnist.
max.küng@dasmagazin.ch



An der Tour de France 1961: Jacques Anquetil und André Darrigade schützten sich vor der unerbittlichen Sonne mit einem alten Regenschirm, den sie unterwegs fanden.

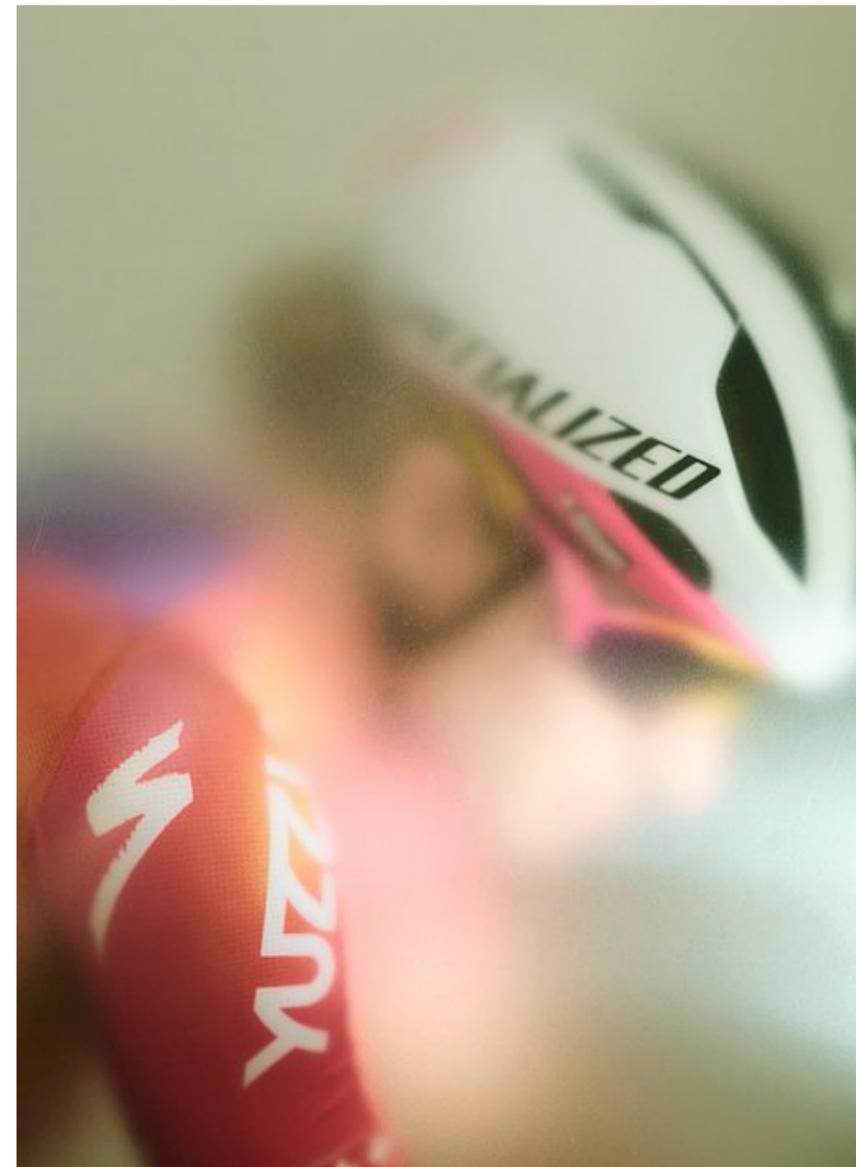
DAS MAGAZIN N°28-31 — 2023 BILD: KEYSTONE-FRANCE/GAMMA-RAPHO VIA GETTY IMAGES

DAS MAGAZIN N°28-31 — 2023

Dr. med. Veloprofi

Wer in irgendetwas gross werden will, muss früh damit anfangen?
Marlen Reusser, eine der besten Velofahrerinnen der Welt,
war schon fünfundzwanzig und fertige Assistenzärztin, als sie mit dem
Sport begann. Ein Lehrstück übers Umsatteln.

TEXT CHRISTOF GERTSCH
BILDER FLAVIO LEONE



Es gibt tausend Wege, um im Sport, in der Musik oder der Kunst an die Spitze zu gelangen. Etwas aber haben alle gemeinsam: Talent. Niemand, der nicht schon sehr früh, häufig bereits als Kleinkind, überdurchschnittlich begabt ist, wird später das Hobby aus der Jugend zum Beruf machen können.

Natürlich fallen einem Beispiele von Spitzensportlern ein, die lange Zeit in einer anderen Sportart erfolgreich waren (etwa der slowenische Radfahrer Primož Roglič, der bis Anfang zwanzig Skispringer war). Aber dass jemand, sagen wir, Geige spielt und Medizin studiert und dann erst Profivelofahrerin wird, ist eigentlich unvorstellbar.

Bis Marlen Reusser kam.

Noch mit fünfundzwanzig Jahren – in einem Alter, in dem andere Spitzensportlerinnen ihre Karriere bereits beendet haben – hatte Reusser keine Vorstellung von der Welt, in der sie heute, nur sieben Jahre später, zu den Besten zählt. Sie ist Olympiazweite. Weltmeisterschaftszweite. Europameisterin. Letztes Jahr gewann sie eine Etappe der Tour de France. Dieses Jahr schon den Klassiker Gent-Wevelgem, zudem die Gesamtwertungen der Baskenland-Rundfahrt und der Tour de Suisse. Mit wem man auch über sie spricht: Alle sagen, für Marlen Reusser sei alles möglich.

Anruf bei der Mutter, Maja Reusser, Bäuerin in Hindelbank BE, einem Dorf im Emmental. Die Frage, ob ihre

Niemand glaubte, dass aus Marlen Reusser etwas werden würde, nicht mal sie selbst.

Tochter ein sportliches Kind gewesen sei, bringt sie zum Lachen. «Marlen fiel auf alle möglichen Arten auf. Aber nicht im Sport.»

Sie ging in die Pfadi, in die Jugi und ins Dorftanzen. Sie verdiente sich ein Sackgeld, indem sie auf dem elterlichen Hof anderen Kindern das Ponyreiten beibrachte. Die Schule fiel ihr leicht, sie hätte eine Klasse überspringen dürfen, sagten die Lehrer. Doch die Eltern wollten das nicht. Marlen spielte Geige und Klavier und nahm bereits als Teenager Unterricht an der Hochschule der Künste in Bern. Nach der Matur studierte sie Medizin, promovierte als Dr. med. und arbeitete in Langnau BE als Assistenzärztin. Vieles deutete darauf hin, dass sie es einmal als Chirurgin ans Inselspital oder als Violinistin ans Berner Symphonieorchester schaffen würde.

Warum kam es dann anders? Dies ist die Geschichte einer Frau, die so viele Talente hat, dass sie sich entscheiden musste: Worin wollte sie wirklich gut sein? Aber es ist auch die Geschichte einer Emanzipation. Sie erzählt, wie Frauen einen sehr harten und sehr männlich konnotierten Sport für sich in Anspruch nehmen und erobern.

In Kontakt mit dem Rennvelofahren kam Marlen Reusser während eines Welschlandaufenthalts im Gymnasium. Ihre Walliser Gastfamilie nahm sie auf Joggingrunden und Fahrradtouren mit. Als es Zeit für die Rückkehr war, informierte sie ihre Eltern, dass sie nicht den Zug nehmen werde, sondern mit dem Velo nach Hindelbank komme.

Ab da unternahm sie Ausfahrten durchs Emmental und ins Berner Oberland. Manchmal verabredete sie sich mit Freundinnen, aber meistens zog sie alleine los. Am liebsten waren ihr die brütend heissen Sommertage, an denen sie schon ins Schwitzen kam, wenn sie nur ihre Sachen aus dem Schuppen holte. Sie fuhr aber nicht Velo, um fit zu werden oder jemanden zu besiegen. Es war mehr so, dass sie – wie viele Jugendliche – ständig über tausend Dinge nachdachte. Auf dem Velo aber wurde es plötzlich ruhig und überschaubar im Kopf. Sie spürte den Wind auf den nackten Beinen und die

Kraft, die in ihrem grossen Körper steckte.

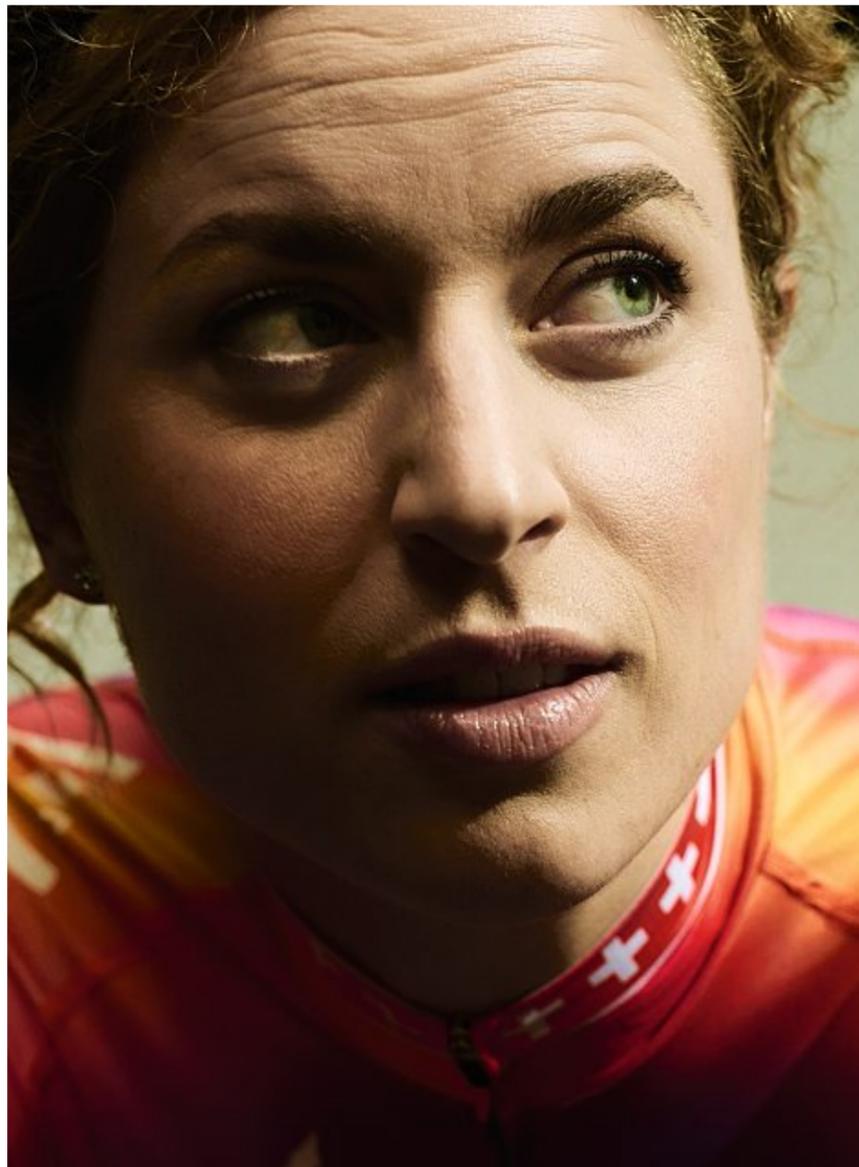
Bis heute denkt sie gern an diese Fahrten zurück. Als ich sie an einem Winternachmittag in Bern zum ersten Mal für diesen Artikel treffe, sagt sie: «Auf diesen Touren habe ich Momente erlebt, in denen ich wirklich dachte: Jetzt könnte ich sterben. Ich meine das nicht im suizidalen Sinn. Ich empfand Glück, war mir selbst so nah wie nie zuvor.»

Sie pubertierte früh, forderte viel, stellte alles in Frage. Das Fahrrad war kein Sportutensil, es war Trostspender und Fluchthelfer vor den Unruhen ihrer Jugend.

2016 suchte ein Kollege kurzfristig eine neue Partnerin für ein Sie+Er-

Paarzeitfahren (das ist eine selten ausgetragene Radsportdisziplin, bei der man eine bestimmte Strecke zu zweit absolviert). «Hast du Lust?», fragte er. «Ich bin völlig untrainiert», antwortete sie, ohne zu wissen, was es bedeutet, trainiert zu sein. Im Rennen fuhr dann der Kollege – Typ ambitionierter Hobbyvelofahrer – in ihrem Windschatten. Da war Marlen Reusser fünf- und zwanzig.

Im Rückblick ist es leicht, in einem einzelnen Ereignis einen alles verändernden Moment zu erkennen. Aber manchmal stimmt es: Denn hätte der Kollege sie nach dem Paarzeitfahren nicht gefragt, ob er ihr einen Trainer vermitteln dürfe, wäre Reusser heute wahrscheinlich nicht Veloprofi.



Marlen Reussers Erfolgsgeheimnis? Vielleicht, dass Sport für sie ein Spiel ist.

Ihr erster Trainer hiess Bruno Guggisberg, ein ehemaliger Radprofi, der heute als medizinischer Masseur in Bern arbeitet. Einen Sommer, einen Herbst und einen Winter lang schrieb er ihr Pläne und führte sie in die Trainingslehre ein. Dann meldete er sie für ein Strassenrennen im Jura an. Im März. Gott, war sie nachher wütend auf ihn. Kalt wars. Und gefährlich. Marlen Reusser hatte keine Ahnung, wie man sich im Peloton – dem grossen Pulk der Fahrerinnen – bewegt. Hier bedeutete Radfahren nicht Freiheit, sondern Enge. Sie merkte, dass es nicht genügte, die Beine zu gebrauchen. Wollte sie eine gute Position haben, musste sie Ellenbogen und Schultern einsetzen. Vom Hinterrad der Vorfahrerin trennten sie nur Zentimeter. Und wenn sie kurz nicht aufpasste, lag sie am Boden (und riss andere mit).

Sie hasste es. Unter Tränen fuhr sie das Rennen zu Ende und schwor, sich so etwas nicht noch einmal anzutun. Bruno Guggisberg aber überredete sie, bis zu den Schweizer Meisterschaften im Zeitfahren weiterzumachen. Okay, sagte sie sich, ein paar Monate noch, dann wäre das Abenteuer – ein einziger grosser Fehler! – beendet.

Velorennen: Eine Einführung

Hier ist nun vielleicht eine Begriffserklärung nötig, damit auch jene Leserinnen und Leser, die nicht seit zwanzig Jahren Tour de France schauen, die Disziplinen auseinanderhalten können: Zu einem *Strassenrennen* starten alle Fahrerinnen gleichzeitig. Siegerin ist, wer als Erste ins Ziel kommt. Bekannte eintägige Strassenrennen sind etwa Paris-Roubaix, Mailand-Sanremo oder Lüttich-Bastogne-Lüttich.

Ein *Zeitfahren* ist etwas völlig anderes. Jede Fahrerinnen startet für sich. Es dauert – im Gegensatz zu einem dreibis sechsstündigen Strassenrennen – nur etwa dreissig bis sechzig Minuten. Zeitfahren können als Einzel-, Paar- oder Teamzeitfahren ausgetragen werden. Vor allem in Rundfahrten wie dem Giro d'Italia oder der Vuelta a España kommt ihnen eine wichtige Bedeutung zu, weil sie den Wettkampf vielfältiger und herausfordernder machen.

Im Zeitfahren fährt man nicht gegen andere, sondern gegen die Uhr,

muss keine Rempler, keine Dränglerinnen fürchten. Auch sitzt man auf einem eigens dafür gefertigten Velo: Die Lenker sind nicht gekrümmt und haben einen Aufsatz, damit man sich in aerodynamischer Position abstützen kann.

Der grösste Unterschied zwischen den beiden Disziplinen liegt aber darin, dass sich ein Zeitfahren nahezu ausschliesslich über physische Attribute – Kraft, Stehvermögen, Ausdauer – entscheidet, während es in einem Strassenrennen auch um Verstand, Schlauheit, Erfahrung geht: Wann ist der beste Zeitpunkt für einen Angriff? Im Windschatten welcher Fahrerinnen fährt es sich besonders kraftsparend? Wo sollte man auf keinen Fall eine Pinkepause einlegen?

Klar, in welcher Disziplin eine technisch und taktisch ungeschulte, körperlich aber starke Fahrerinnen wie Marlen Reusser eher Chancen hatte: im Zeitfahren.

Die Schweizer Meisterschaften fanden an einem Frühsommertag im Juni 2017 im solothurnischen Lütcherkoggen-Itterwil statt. Nur drei Wochen zuvor hatte Marlen Reusser zwischen Langnau und Zäziwil probenhalber ihr erstes Einzelzeitfahren überhaupt bestritten. Mehr aus Pflichtbewusstsein war auch der Nationaltrainer Edi Telsler anwesend, das Rennen verfolgte er frei von Erwartungen am Ende eines steilen Anstiegs. Doch nun staunte er über eine Frau, die da vor seinen Augen den Berg hochraste. Warum sagte ihm der Name auch nach einem Blick auf die Startliste nichts? Edi Telsler stieg ins Auto, die letzten Kilometer des Rennens fuhr er hinter der Unbekannten her. Im Ziel bestätigte sich sein Eindruck: Marlen Reusser war mit Abstand die Schnellste.

Gute Trainer sind eine Mischung aus Goldschürfer und Pferdeflüsterer: Ob jemand Talent hat, erkennen sie nach wenigen Augenblicken. Komplizierter wird es, wenn gravierende Mängel die offensichtliche Begabung begleiten. Wie Marlen Reusser die Kurven ansteuerte und das Gewicht verlagerte, wo sie es laufen liess oder auf die Bremse trat – das war für einen Ästhetiker wie Telsler fast nicht zum Zuschauen.

Sie hatte einen Riesenstärke: ihren «Motor». Und eine Riesenschwäche:

alles andere. Für die meisten unter uns mag das eine erstaunliche Nachricht sein, aber es gibt richtiges und falsches Velofahren. «Es ist wie beim Laufen», sagt mir Edi Telsler. «Da denkt man auch, dass man es als Kind mal lernt, und dann kann man es einfach. Aber zwischen alltäglichem und wett-kampfmässigem Laufen besteht ein riesiger Unterschied.»

Dabeisein, um zu gewinnen

Um herauszufinden, welchen Wert Reussers Leistung wirklich hatte, machte Telsler ihr einen Vorschlag. Sie sollte sich bei Sportphysiologinnen einem Belastungstest unterziehen. Und an den Weltmeisterschaften im September starten, dem wichtigsten Zeitfahren des Jahres.

Von Lütcherkoggen-Itterwil auf die Weltbühne in nur drei Monaten – das war Telsers Plan. Und der ging auf fast schon unglaubliche Weise auf. Viel besser noch, als er es sich erhofft hatte. Hier Marlen Reussers Platzierungen an den jährlich stattfindenden Weltmeisterschaften im Zeitfahren seit 2017: 29., 17., 6., 2., 2., 3.

Und was ergab ein Belastungstest? Dass noch überhaupt nie eine Schweizer Radfahrerinnen – egal in welcher Disziplin – bessere Leistungswerte hatte als Marlen Reusser, die sich auf dem Velo doch bloss Ablenkung vom Geigenspiel und Medizinstudium verschaffen wollte.

Sie hatte soeben das Studium beendet und in Langnau den Job als Assistenzärztin angetreten, doch nun wollte sie herausfinden – neben der Arbeit! –, wie weit sie es als Velofahrerin bringen kann. Telsler, der sich um sie bemüht hatte, war erleichtert. Aber ahnte auch, dass es nicht einfach würde. «Eine Neunzehnjährige, die seit zehn Jahren von einer Olympiamedaille träumt, gibt nicht so schnell auf, wenn sie mal keine Fortschritte macht», erklärt er mir. «Aber eine sechsundzwanzigjährige Quereinsteigerin, die in ihrem Leben so viele andere Dinge hat?»

Um dem vorzubeugen, stellte er sie einem Trainer vor, der mehr Zeit hatte als er: Marcello Albasini. Albasini ist eine Legende im Schweizer Männer-Radsport. Er ist der Vater eines ehe-

maligen Profis, Mentor von Zeitfahrerspezialisten und seit Jahrzehnten im Geschäft. Ein Arbeiter, der nichts von Abkürzungen hält.

«Alle, die zwischen fünf und zwanzig und dreissig schon mal etwas komplett Neues zu lernen versucht haben, wissen, wie schwierig das ist», sagt mir Marcello Albasini. «Wie sich Marlen diese Sicherheit angeeignet hat, ist erstaunlich. Sie gehört technisch vielleicht nicht zu den Besten der Welt, aber viel Rückstand hat sie nicht mehr.» Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit im Herbst 2017 hatte er ihr gesagt: «Das ist ein Experiment, aber lass uns versuchen, dich an die Olympischen Spiele zu bringen.» Vier Jahre später, im Sommer 2021, war es dann ein bisschen mehr als bloss die Teilnahme: Marlen Reusser gewann im Zeitfahren in Tokio gleich Silber.

Cancellara vs. Reusser

Bis hierhin hatte sie ihre Karriere in kleinen Schritten geplant. Sie dachte ein paar Monate, höchstens ein Jahr voraus. Sie wollte sich die Möglichkeit offenlassen, sich von dem Sport wieder abwenden zu können. Das war nun anders. Aber wohin führt der Weg?

Wer sich für Radsport interessiert, denkt wahrscheinlich spätestens in diesem Moment an den früheren Velostar Fabian Cancellara. Wie Reusser kommt er aus der Umgebung von Bern, und alles, was sie noch gewinnen will, hat er schon gewonnen: Olympiagold, Weltmeisterschaftsgold, sogar die Flandernrundfahrt, eines der wichtigsten Eintagesrennen.

Das sind die offensichtlichen Gemeinsamkeiten. Aber auch die einzigen. Cancellara fand als Kind zum Radsport und hatte nie ein anderes Ziel, als an die Weltspitze zu gelangen. Als ihn schon alle kannten und sich die reichsten Teams um ihn rissen, war er noch ein Jugendlicher. Er konnte sich von einer langen Historie des Männeradsports inspirieren lassen und sich seine Vorbilder unter Dutzenden grossen Namen aussuchen. Lud er zu einer Medienkonferenz, war der Saal voll. Auch sieben Jahre nach dem Rücktritt ist der Radsport seine Welt: Er ist Fahrermanager, Nachwuchsmentor, neuerdings sogar Teamchef.

Im Vergleich zu anderen Velofahrerinnen bekommt Marlen Reusser gar nicht mal so wenig Medienaufmerksamkeit. Doch während Cancellara in solchen Momenten über die Teamtaktik oder seinen Fitnesszustand dozieren, unterhält man sich mit ihr über ihr politisches Engagement für die Jungen Grünen, über zyklusorientiertes Training, Magersucht und den Klimawandel. Ihr ist das einerseits recht, sie nutzt ihre Bekanntheit gern dafür, ihre Überzeugungen mit der Öffentlichkeit zu teilen. Andererseits ist es aber auch Ausdruck eines Phänomens, das nicht aus der Welt zu schaffen scheint: dass es in Frauensportarten häufig nicht reicht, einfach eine gute Sportlerin zu sein. Idealerweise überzeugt man zusätzlich mit Intelligenz, Aussehen und Charme.

Unser zweites Gespräch findet am Telefon statt, im Hintergrund höre ich das Rauschen des Meeres. Es ist Ruhetag im Trainingslager in Spanien, auf einer Sitzbank am Strand legt Marlen Reusser die Beine hoch, wie sie mir schildert. Hier bereitet sie sich auf die Saison vor, die für sie mehrere Höhepunkte bereithält: im Frühling die Eintagesklassiker in Belgien und Frankreich, im Herbst die Zeitfahrenweltmeisterschaften. Und im Sommer die Tour de France.

Acht Tage wird die diesjährige Austragung dauern und über 956 Kilometer führen (sie beginnt am Sonntag, 23. Juli). Es ist das wichtigste Radrennen der Welt, alles ist dort x-fach grösser: Sponsorengelder, Publikumsinteresse, Erwartungen. Bei den Männern wird die Rundfahrt seit 1903 ausgetragen, unterbrochen einzig von den Weltkriegsjahren. Die Frauen durften das Schaufenster 1955 und dann noch ein paar Mal in den Achtzigerjahren nutzen.

Dass sich das ändert, mussten sie sich ganz allein erkämpfen.

Zum Beispiel die Niederländerin Marianne Vos, lange die beste Radfahrerin der Welt. Im Jahr 2013, als die Männer die hundertste Austragung ihrer Tour feierten, weibelte sie um Unterstützung für eine Tour de France féminine. In einer Woche kamen 100'000 Unterschriften zusammen. Tour-Chef Christian Prudhomme ärgerte sich, dass sich die Frauen für ihre Aktion ausgerechnet die Jubiläums-

veranstaltung ausgesucht hatten: «Sie hätten zuerst auf uns zukommen können, bevor sie sich an die Öffentlichkeit wenden.» Marianne Vos sagte: «Man liess uns keine Wahl.»

Oder Marion Rousse, frühere französische Meisterin. Heute ist sie Direktorin der Frauen-Tour. Als es bei der Premiere letztes Jahr zu schweren Stürzen kam und sich Twitter-Nutzer den Mund über die vermeintliche Fahruntüchtigkeit der Frauen zerrissen, antwortete sie trocken: «Wenn Männer stürzen, sind sie Helden. Wenn Frauen stürzen, können sie nicht Rad fahren.»

Oder Marlen Reusser. Wenn sie den Eindruck hat, Frauenradsport komme in der Berichterstattung zu kurz, ruft sie beim Schweizer Fernsehen an. Oder bei der «Berner Zeitung». Sie lässt sich nicht mit dem Argument abspeisen, man orientiere sich bloss am Publikumsinteresse, sondern nimmt die Medien in die Pflicht. Zwei Sportjournalisten von Tamedia sagte sie in einem Interview: «Der Sport ist männlich, in den Zeitungen sowieso. Sie als Redaktoren denken, dass Sie spiegeln, was interessiert. Aber die Medien können ihren Kurs zu einem gewissen Grad selbst steuern. Sie stehen in der Verantwortung.»

Eine Radfahrerin, die sich bei Sportredaktionen meldet, gab es schon einmal. Sie hiess Alfonsina Strada und ist die Pionierin des Frauenradsports. Ich kannte ihre Geschichte nicht, bis Marlen Reusser sie mir erzählte, nachdem ich sie nach ihrem liebsten Radsportbuch gefragt hatte: «Die Rebellion der Alfonsina Strada» der Schriftstellerin Simona Baldelli.

«Der Teufel im Rock»

Alfonsina Strada wuchs um die Jahrhundertwende in Italien auf, unter Landstreicherinnen und Tagelöhnern, in Armut und Elend. Kinder starben früh, die Bodenerträge waren schlecht, niemand hatte Hoffnung. Auf dem klapprigen Fahrrad, das ihr Vater tagsüber für die vergebliche Arbeitssuche nutzte, schlich sich die junge Alfonsina in den Nächten davon. Sie entdeckte, dass die Welt grösser und schöner war als das traurige Loch, in dem ihre Familie hauste. Sie wollte Rennen fahren, doch die wenigen Veranstaltungen, die es für Mädchen und

Frauen gab, waren nicht ernst zu nehmen. Sie begann, sich mit Männern zu messen, und lernte, den Spott des Publikums zu ertragen. Die Leute nannten sie «il diavolo in gonnella», Teufel im Rock. Sie wollte mehr und marschierte eines Tages in die Redaktion der «Gazzetta dello Sport», der wichtigsten Sportzeitung Italiens und Veranstalterin grosser Radrennen. Ihr Vorschlag: Sie starten zu lassen.

1917 nahm sie an der Lombardeirundfahrt teil, 1924 als bis heute einzige Frau am Giro d'Italia.

Noch mehr als heute war der Giro damals ein Monsterrennen. Etappen erstreckten sich über bis zu 400 Kilometer. Es war heiss, staubig, holprig. Mehr als einmal erreichte Alfonsina Strada das Etappenziel nach Kontrollschluss, was Disqualifikation bedeutet hätte. Doch man liess sie im Rennen, weil sie Spektakel garantierte. Sie wurde bejubelt, aber vor allem beschimpft.

Als sie nach drei Wochen das Ziel in Mailand erreichte, war sie Letzte. Aber sie kam dort immerhin an, sechzig Fahrer hatten das Rennen unterwegs aufgegeben.

Alfonsina Strada fuhr Rennen zu einer Zeit, als Radfahren noch ein Abenteuer war. Auf wochenlangen Zugfahrten durchquerte sie Russland, um vor dem Zaren aufzutreten, Kollegen reisten mit dem Schiff an Olympische Spiele. Und die Zuschauerinnen und Zuschauer stellten sich an den Strassenrand, weil sie davon träumten, selbst «aufs Rad zu steigen und davon zusaufen, weit weg vom Elend, von der Angst», wie es im Buch heisst.

«Ich habe viel Anerkennung für Menschen, die erkennen, was in ihrem Umfeld, in ihrer Kultur anders gemacht werden könnte, und sich erlauben, diesen Weg gegen alle Widerstände zu gehen», sagt Marlen Reusser. «Ich bewundere das so sehr, weil ich ahne, was es kostet.»

Seit dem letzten Jahr fährt Reusser für das beste Team der Welt: SD Worx aus den Niederlanden. Sie hat dort allerdings eine eigenartige Rolle, weil SD Worx noch über drei weitere Fahrerinnen von ähnlichem oder grösserem Kaliber verfügt. Wenn sich ihr – wir sprechen jetzt nicht von *Zeitfahren*, sondern von *Strassenrennen* – eine

Chance bietet, darf sie zwar um den Sieg fahren. Gleichzeitig ist sie dazu da, anderen im Team den Sieg zu ermöglichen. Es sind Ziele, die sich widersprechen. Marlen Reusser steht weit oben in der Hierarchie des besten Teams. Aber nicht zuoberst.

Das ist vielleicht das Interessanteste am Radsport, und es unterscheidet ihn von fast allen anderen Sportarten: Er ist Teamsport und Einzelsport zugleich. Er ist ein Einzelsport, weil am Ende nur eine Person zuoberst auf dem Podest steht. Nur *eine* Person kann als Erste über die Ziellinie fahren. Aber zugleich ist es ein Teamsport, weil niemand es ohne Unterstützung nach oben schafft (in der Regel bleiben die Unterstützerinnen unsichtbar und unterbezahlt).

Bei SD Worx ist es noch aus einem anderen Grund ein Teamsport: Weil man dort erkannt hat, dass man mehrere Asse in der Hand haben muss. Die Frage, die sich Marlen Reusser in den nächsten Jahren stellt, lautet: Ist sie eine Karte, die sticht? Kann sie die ganz grossen Rennen gewinnen? Sie träumt vom Sieg bei der Flandern-



TATEN STATT WORTE NR. 111 TATENDRANG MACHT BIO LOGISCH.

Seit 30 Jahren sind wir Bio-Pionierin und haben mit Naturaplan die erste Bio-Marke im Schweizer Detailhandel lanciert. Heute sind wir weltweite Bio-Spitzenreiterin mit rund 5000 Bio-Lebensmitteln, davon rund 3000 von Naturaplan.



Bergab oder bergauf?



In der westlichen Welt haben wir Menschen uns, schlau wie wir sind, was ganz Raffiniertes ausgedacht: die Moral der Qual. Demnach kann man nur gut finden, wofür man vorher gelitten hat. Nudeln, eine neue Hose, der Campingurlaub – alles darf nur genossen werden nach einer angemessen harten Phase von Mühsal und Entbehrung. Diese Lust an der Last hat der Soziologe Max Weber als «protestantische Ethik» bezeichnet, weil die Anhänger des reformierten Glaubens nur in Askese und Arbeitswut ein gottgefälliges Leben sahen. Die systematische Verhinderung von Lebensfreude hat uns weit gebracht. Ausserdem den Kapitalismus, Doping im Spitzensport und überhaupt ganz viele Gipfelstürmereien. Deshalb sagen auch die meisten, dass sie lieber bergauf unterwegs sind, und zwar, weil es so schön freudlos ist. Und so ertrage ich denn tapfer, wenn ich auf dem Velo ins Tal rausche, den Wind in den von Schweiss unbefleckten Haaren und einen Grinser im Gesicht, das Mitleid jener, die mir mit schmerzverzerrtem Gesicht entgegenstrampeln.

SVEN BEHRISCH

Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.

SIMONA PFISTER

rundfahrt. Als sie letztes Jahr Platz 5 belegte, sagten ihr viele, sie hätte Erste werden können. Aus ihrer ganz persönlichen Sicht war das Rennen eine Enttäuschung. Aus Sicht des Teams aber war alles richtig verlaufen, denn eine Teamkollegin hatte gewonnen.

Ich spreche noch einmal mit Marcello Albasini, Reussers Trainer von 2017 bis 2021, der sich inzwischen in einer speziellen Rolle befindet: Als Sportlicher Leiter des aufstrebenden Teams UAE ist er seit dieser Saison ihr Konkurrent.

Ich sage ihm, dass Reusser bestimmt viel Rennerfahrung sammeln und viel von den anderen Weltklassefahrerinnen abschauen könne. Er sagt: «Aber vor lauter Lernen sollte man eines nicht vergessen: Auch Gewinnen muss man lernen. Und das tut man nicht, indem man anderen den Sprint anzieht. Man tut es, indem man im Rennen an sich selber denkt.»

Ich kontaktiere Hendrik Werner, Reussers neuen Trainer, der auch ihr Partner ist (die Arbeits- und die Liebesbeziehung entstanden parallel). Wir treffen uns in Bern, als die beiden über die Weihnachtstage Reussers Familie in Hindelbank besuchen.

Hendrik Werner, vierzig Jahre alt, lebt die meiste Zeit des Jahres auf Mallorca. Er hatte einst selbst das Zeug zum Veloprofi, hörte aber vorzeitig auf und wurde stattdessen Sportwissenschaftler an der Universität Paderborn. Heute ist er einer der weltweit gefragtesten Radtrainer. Er ist der Typ, der alles in Frage stellt. Doch dabei belässt er es nicht. Er macht dann auch tatsächlich vieles anders: Er hält wenig davon, dass sich im Radsport heute alle an Wattwerten, Pulswerten, Blutwerten orientieren. «Fahren nach Zahlen», sagt er etwas abschätzig dazu. Er möchte, dass Velofahrerinnen und Velofahrer – hauptberuflich ist er Trainer in einem Männerteam – wieder etwas mehr auf ihre Intuition, ihr Herz hören. «Was, wenn du den besten Tag deines Lebens hast? Wenn du verliebt bist und verborgene Kräfte freisetzen könntest? Greifst du dann nicht an, nur weil der Computer nichts davon weiss? Ich glaube, dass wir die Antwort meistens in uns selbst tragen, uns von den Zahlen dann aber ablenken lassen.»

Marlen Reusser ist dank Marcello Albasini auf Hendrik Werner aufmerk-

sam geworden. Nach der Olympiasilbermedaille sagte Albasini zu ihr, sie brauche jemanden, für den es nach oben kein Limit gebe. «Du trainierst jetzt schon häufig mit Männern. Du brauchst jemanden, der sich im Männerbereich auskennt.» Noch in jenem Herbst reiste Reusser zu Werner nach Mallorca, um ihn kennen zu lernen. Nach einer Woche war klar, dass sie es gemeinsam versuchen wollten.

Heute sind Hendrik Werner und sie Freund und Freundin, was im Sport schnell Fragen aufwerfen kann. Es gibt erstaunlich viele Liebesbeziehungen zwischen weiblichen Athletinnen und männlichen Trainern, und die zeichnen sich nicht immer durch Ebenbürtigkeit aus. Sie sind von Unterwürfigkeit und einem Machtgefälle geprägt, das der Stärkere ausnutzt, um die Schwächere zu immer selbstzerstörerischen Leistungen zu treiben. Aber Marlen Reusser ist nicht der Typ, der jemandem blindlings folgt – schon gar nicht einem Mann.

Braucht man Ratschläge?

Aber warum begann Werner überhaupt mit ihr zu arbeiten, obwohl er sich vorgenommen hatte, keine individuellen Athletinnen mehr zu betreuen? Ihn reizte, was andere als Nachteil betrachten könnten: dass Reusser nicht im Radsport gross geworden ist. Er sah natürlich die offensichtlichen Schwächen, die das mit sich brachte, die Unsicherheit beim Fahren im Peloton oder beim Erkennen einer Angriffsmöglichkeit. Aber er sah auch Vorteile: dass Reusser viel Raum für Verbesserungen hatte.

Und er dachte über eine Frage nach, die sich im Grunde in jedem Lebensweg irgendwann stellt: Ist es besser, eine Generalistin oder eine Spezialistin zu sein?

In der Forschung gibt es Hinweise darauf, dass Generalist:innen Spezialist:innen überlegen sind, dass eine frühe Spezialisierung nach der Schule zunächst einen Lohnvorsprung bedeutet, aber dass eine spätere Spezialisierung den Vorsprung wieder wettmacht, weil jene, die viele Dinge ausprobieren, später eine Tätigkeit finden, die wirklich ihren Fähigkeiten und ihrer Persönlichkeit entspricht. Zugleich bringen sie einen reicheren Erfahrungsschatz mit als jene, die sich vor-

allem aufgrund ihres Talents, nicht aber aufgrund ihrer inneren Bestimmung oder ihrem intrinsischen Interesse auf etwas konzentrieren.

Bei vielen Sportlerinnen findet die Persönlichkeitsentwicklung in einer hermetisch abgeriegelten Welt mit strikten Abläufen und Werten statt. Reussers Persönlichkeit wurde auf dem Rennvelo, aber auch an der Schule, in der Musik, im Studium geformt – im normalen, vielfältigen Leben.

«Sie können sich nicht vorstellen, was das für einen Unterschied macht», sagt Hendrik Werner in Bern. Als ihre grösste Stärke identifizierte er denn auch nicht wie alle anderen ihren «Motor». Sondern ihre Selbstkenntnis. «Damit meine ich nicht ihr Selbstbewusstsein. Ich meine, dass sie sich selbst fühlen, sich verstehen, sich zuhören kann. Sie kann Entscheidungen treffen und dann auch dazu stehen.» Werner glaubt, dass sich Reusser, wenn sie die ganz grossen Rennen gewinnen will, exponieren muss. Er sagt: «Sie muss im Rennen Situationen kreieren, die ihre Gegnerinnen dazu zwingen, zu reagieren. Sie muss sie herausfordern und von sich aus den Sieg suchen. Sie sollte nicht warten, bis das Team für sie fährt. Sie sollte den Moment selbst wählen. Je länger sie wartet, desto gefestigter wird sie in ihrer Helferinnenrolle. Und irgendwann kommt sie da nicht mehr raus, weil alle in ihr nur noch die Helferin sehen.»

So viele Ratschläge: vom Nationaltrainer Edi Telser, von ihrem ehemaligen Trainer Marcello Albasini, von ihrem Trainer und Lebenspartner Hendrik Werner. Aber was macht Marlen Reusser nun damit?

Sie macht sich ihre eigenen Gedanken. Denn es ist so: Zu Marlen Reusser kann man sich viele Fragen stellen. Vermissst sie die Karriere als Ärztin? Bedauert sie, keine Musikerin geworden zu sein? Ist es schwierig, mit so vielen Talenten umzugehen? Wird es ihr im Radsport manchmal langweilig? Wie lange will sie das noch machen? Aber das ist nicht die Art, wie sie auf ihr Leben blickt. Sie hat gelernt, dass vieles möglich ist. Nur weil sie sich jetzt für etwas entscheidet, heisst das nicht, dass sie sich später nicht etwas völlig anderem hingeben kann. Im Moment selbst aber sollte die Aufmerksamkeit einer Sache allein gelten.

Die Frage, die sie sich stellt, lautet also: Kann man gewinnen lernen?

Während ich im Hintergrund das Meeresrauschen höre, erzählt sie mir bei unserem Telefongespräch aus Spanien, dass sie lange gedacht habe, man müsse ein bisschen verrückt sein, um im Sport Erfolg zu haben. Müsse psychisch einen Knacks haben, irgendwie unzufrieden mit dem Leben und schräg drauf sein. Nur so, dachte sie, lasse sich erklären, warum sich die Supererfolgreichen im Training eine derartige Mühsal antun: weil sie ein unerfülltes Bedürfnis stillen wollen.

Freude statt Druck

Sie dachte, dass Sportlerinnen in dieser Hinsicht nicht viel anders als Künstlerinnen seien, von denen man doch auch sagt, dass nur extreme Charaktere zu grossen Werken fähig seien.

Von guter Kunst wird erwartet, dass sie grösser ist als das Leben. Auch von gutem Sport? Sie sagt: «Es gab in meinem Leben Jahre, in denen ich nach etwas suchte, nach etwas strebte. Heute bin ich glücklich, bin ein recht normaler Mensch. Und trotzdem habe ich im Sport einen gewissen Erfolg.»

Vielleicht weil Sport für sie ein Spiel ist. Anderswo auf der Welt ist das bestimmt anders, aber Marlen Reusser aus Hindelbank BE muss nicht Velo fahren, um ihre Familie durchzubringen. Sie muss nicht die Träume ihrer Eltern leben. Auf ihr lasten nicht die Hoffnungen einer gebeutelten Nation, die im Sport Trost sucht.

Sie will wissen, was möglich ist. Aber wenn sie es nicht erreicht, geht ihre Welt nicht unter. Vielleicht wird sie diesen Sommer an der Tour de France etwas für ihr Leben nach dem Sport lernen, so wie sie im Studium etwas für das Zeitfahren lernte.

Vielleicht ist das der grosse Vorteil der Generalistin, die zur Spezialistin wurde: dass sie gewinnen wird, weil sie nicht gewinnen muss. DM

CHRISTOF GERTSCH ist «Magazin»-Reporter. christof.gertsch@dasmagazin.ch

Der Text und die Bilder sind in Zusammenarbeit mit dem neuen Schweizer Velomagazin «Gruppetto» entstanden. gruppetto-magazin.ch



Der Erste wird der Erste sein: Die Tour 1980 erreicht Paris auf der Rue de Rivoli.

Warum ich die Tour de France liebe (und Sie es auch tun sollten!)

Die Architekturkritikerin *Kate Wagner* schaute während der Pandemie zum ersten Mal in ihrem Leben die Tour. Drei Jahre später lebt sie in Slowenien, weil von dort die besten Velofahrer kommen. Die unglaubliche Geschichte der brilliantesten Velojournalistin der Welt.

BILDER JAKA BULC



Interessant ist, wer interessiert ist: Die US-amerikanische Journalistin Kate Wagner interviewt den slowenischen Fahrer Tadej Pogačar.

Ich weiss nicht wirklich, wie ich über mich selbst schreiben soll. Ich verbringe unendlich viel Zeit damit, über andere Menschen zu schreiben, aber wenn ich mich selbst zum Gegenstand meiner Untersuchungen mache, fällt mir wenig ein. Am besten fange ich einfach mit den Fakten an.

Ich bin Architekturkritikerin. Ich bin Sportjournalistin. Ich schreibe über den Profiradsport. Ich lebe in Chicago. Ich lebe in Ljubljana. Bevor ich auch nur irgendetwas davon war oder an irgendeinem dieser Orte lebte, war ich klassische Musikerin, Geige. Ich habe Musik studiert und für knapp über dem Mindestlohn für eine Lautsprecherfirma gearbeitet. Dann habe ich an der Johns Hopkins Graduate School studiert, um Konzertsäle im Zusammenhang mit Architektur und Wissenschaftsgeschichte zu untersuchen. Dann habe ich mich in die Tour de France verliebt. Ich bin neunundzwanzig Jahre alt.

Die Leute glauben, das Leben verläuft linear, von Unklarheit und Unwissenheit zu Zufriedenheit und Zugehörigkeit. Ich bin der Beweis des Gegenteils. Ich wechselte von der Musik zur Architektur, und die Leute sagten, das sei meine wahre Berufung. Ich wechselte von der Architektur zum Sport, und die Leute sagten: Das ist es, wozu du bestimmt bist. Tatsächlich hatte ich bloss eine Menge Glück. Ich bin im ländlichen North Carolina aufgewachsen, in einer gescheiterten



Ich fuhr zum ersten Mal mit einem Velo, das schön und schnell war. Es war, als würde man einer Fahrschülerin die Schlüssel für einen Ferrari geben.

DAS MAGAZIN N°28-31 — 2023

DAS MAGAZIN N°28-31 — 2023

Rentnergemeinde ausserhalb einer Tabakstadt namens Carthage. Meine Mutter hat für die Telefongesellschaft WorldCom gearbeitet, bevor diese in einem Skandal zusammenfiel. Sie verlor ihre gesamten Ersparnisse in den Aktien, zu deren Kauf alle Angestellten ermutigt wurden, und erhielt den Anruf in der Küche, als wir noch einen Festnetzanschluss hatten. Dann schulte sie um auf Kindergärtnerin. Mein Vater bestellte Krankenhausausrüstung für Veteranenkrankenhäuser, bis sein Rücken vom vielen Sitzen in Bürostühlen versagte. Wenn es anders gekommen wäre, würde ich wie mein Vater mit Tabellenkalkulationen arbeiten, aber meine würden sich damit befassen, welche Akustikplatten am besten für Grossraumbüros geeignet sind.

Da ich aus einer Familie wie der meinen stamme, war die Welt der hohen Künste nicht für mich vorgesehen. Obwohl ich heute recht erfolgreich bin, so erfolgreich wie man als Schreiberin nur sein kann, blieb dieses Aussenseitergefühl bestehen. Es klingt undankbar, das zu schreiben, aber die Klassenzugehörigkeit ist, auch wenn sie oft ignoriert wird, eine echte Kluft, vor allem, wenn es um Kultur geht.

Nach wenigen Jahren als Architekturkritikerin war ich bereits müde. Aber es bedurfte erst der Pandemie, um etwas kaputt zu machen. Wenn man in einer Einzimmerwohnung gefangen ist, mit einem Hund und einem Ehemann, wenn einem die Arbeit ausgeht, wenn eine tiefe körperliche Panik die ganze Gesellschaft erfasst und man sich vor seinen Nachbarn in Acht nimmt, dann macht das seltsame Dinge mit den Menschen.

○

Ich habe erst im Teenageralter gelernt, Fahrrad zu fahren, aber mein Mann stammt aus einer Velofamilie. Im ersten Sommer der Pandemie besuchte ich meine Schwiegereltern zu einem Krabbenpicknick in Maryland, das zu Ehren unseres Umzugs von Maryland nach Chicago stattfand. Als Geschenke hatte mein Schwiegervater zwei Fahrräder von gut situierten Triathletenfreunden erworben. Eines davon war ein Trek T200, ein Kohlefaserrad aus der Mitte der Achtzigerjahre. Mein Mann hat es genommen. Das andere war ein 2003er Cervélo P5, ein Velo, das man im Zeitfahren benutzt. Das nahm ich, obwohl es mir zu gross war.

Als ich das Cervélo erhielt, hatte ich noch nie ein Zeitfahrrad in natura gesehen. Wie zum Teufel soll ich mit diesem seltsamen grauen Raumschiff fahren?, dachte ich. Die Schalthebel befanden sich am Ende der Aerolenker, und ich hatte keine Ahnung, wie man sie bedient, also blieb ich wie gelähmt in einem hohen Gang stehen. Mein Mann wollte unbedingt seine neue Maschine ausprobieren und ich mein Raumschiff, das an eine grosse Eiche gelehnt war und dessen pistolengrauer Lack in der Sommersonne glänzte. Ich betrachtete es von oben bis unten, von den fremdartigen, antennenartigen Aerolenkern über das grosse Cervélo-Logo, das das breite, konische Unterrohr zierte, bis hin zu den glänzenden Roval-Laufrädern, die schon im Stand schnell zu sein schienen. Als Design-Mensch bin ich Liebhaberin von Objekten, und in dieses Objekt war ich ganz besonders verliebt. Ich liebte mir den Helm meines Mannes, und wir trugen die Räder die Treppe hinunter in die Seitenstrasse. Der Aluminiumrahmen des Cervélo war fast schwerelos.

Es war höllisch heiss und schwül. Wir traten in die Pedale, und mir wurde klar, dass ich zum ersten Mal mit einem Fahrrad fuhr, das a) schön und b) schnell war. Es war, als würde man einer Fahrschülerin die Schlüssel für einen Ferrari geben. Ich fühlte mich unwürdig, sogar dumm, und als ich einen erbärmlichen kleinen Hügel hinauffuhr, versuchte ich verzweifelt zu schalten, ohne umzufallen (was mir nicht gelang, ich musste vom Rad absteigen, schalten und wieder aufsteigen). Allein dieser kleine Hügel machte mich hundeeelend. In einer Sackgasse drehten wir um. Wir waren nicht weiter als vier mickrige Blöcke gefahren, als ich das Handtuch werfen musste. Ich trug das Fahrrad zurück in den Hof und fühlte mich schwach, obwohl es kaum etwas wog. Ich brach auf den Stufen der Veranda zusammen, vergrub meinen Kopf zwischen den Beinen und übergab mich.

Ein einziger, schwachsinniger Gedanke ging mir durch den Kopf, während ich den schlechten Geschmack in meinem Mund mit einem Glas kaltem Wasser hin-

unterschluckte: Ich werde nicht zulassen, dass dieses Fahrrad mich demütigt. Ich muss eine Radfahlerin werden.

Als wir nach Chicago zogen, wurden wir mit kilometerlangen Radwegen begrüsst. Und schönen Sommern. Mir war klar, dass ich ein anderes Fahrrad brauchte, weil ich mit einem Zeitfahrrad nicht zum Supermarkt fahren konnte. Ich kaufte ein dreißig Jahre altes Bianchi Volpe mit Stahlrahmen für 500 Dollar. Vier Meilen brachten mich anfangs um. Aber bald wurden aus vier Meilen zehn, fünfzehn, zwanzig, fünfzig. Bewegung hatte mir noch nie Spass gemacht, aber die landschaftlichen Dimensionen des Radfahrens und die Möglichkeit, die Dinge der Welt zu betrachten, berauschten mich. In jenem Jahr 2020 beschloss ich, mir die Tour de France anzusehen, die wegen der Pandemie vom Juli in den September verschoben worden war.

Ich hatte ja nichts zu tun. Die Medienbranche war massiv geschrumpft, und meine Arbeit als Architekturkritikerin so gut wie verschwunden. Ich kaufte mir ein Abo für «NBC Sports», den Sender, der in den USA die Tour überträgt. Die erste Etappe sah ich mir von vorne bis hinten auf dem Sofa im Wohnzimmer an und nähte dabei Kreuzstiche. Am interessantesten fand ich Primož Roglič, den ehemaligen Skispringer, der erst spät in seinem Leben zum Radsport kam. Seine Geschichte erinnerte mich an meine eigene: klassische Musikerin, die aufhört, um Architekturkritikerin zu werden. Ausserdem fuhr Roglič ein Bianchi-Velo, wie ich. Sein Team Jumbo-Visma bestand damals aus ein paar wirklich charismatischen Fahrern: Wout van Aert (unfassbar talentiert und auch sehr gut aussehend), Sepp Kuss (ein Amerikaner!), Tom Dumoulin (sanftmütig und zurückhaltend) und eben Roglič (geheimnisvoll, unberechenbar, mutig, notorisch schroff), um nur einige zu nennen.

Der Radsport zog mich sofort in seinen Bann, auch wenn viele ihn für langweilig halten. Dabei ist der grösste Teil der Tour de France ein kulturelles Phänomen. Sie wurde ins Leben gerufen, um Zeitungen zu verkaufen, und existiert immer noch, um den Tourismus zu fördern, vor allem in einigen der kleinsten und vergessenen Städte der Welt. Die Tour überschreitet alle Zeitskalen: Im Sprint zählen Millisekunden. In der Gesamtwertung können eine Handvoll Sekunden enorm wichtig sein, um die Gegner zu überflügeln.

Aber Stunden im Sattel in der heissen Sommersonne entscheiden darüber, wer taktisch der Beste ist – wer in der Ausreissergruppe an der Spitze des Rennens bestehen kann, wer sich seine Zeit am besten eingeteilt hat, um sie an den Hängen der grausamen Berge möglichst sparsam einzusetzen. Die Stunden werden zu Tagen, die zu Wochen werden, und jede Woche ist ein Bogen für die Hauptfiguren der Tour, die die Ränge tauschen und sich in grossen machiavellistischen Dramen gegenseitig ausspielen, sich Aufgaben zuweisen, die Taktiken und Stärken der anderen Teams zu ihrem Vorteil nutzen. Und erst in der letzten von drei Tourwochen kommen diese unzähligen Darstellungen zu einem Abschluss. (Die letzte, entscheidende, Woche der diesjährigen Tour de France beginnt genau jetzt, da dieser Text erscheint.)

○

Anfangs habe ich nur die Atmosphäre genossen. Dann begann ich, den kleinen Machenschaften im Peloton mehr Aufmerksamkeit zu schenken: Allianzen, Schlüsselspieler. Die strategischen Elemente des Sports unterschieden sich grundlegend von denen in allen anderen Sportarten, sie sind wie eine langwierige Intrige, Energie ihre Währung.

Vor dem Radsport mochte ich keinen Sport. Ich hatte mal eine Roger-Federer-Phase, als ich in der Sekundarschule Tennis spielte, aber ich konnte mich nie für Sport als Zeitvertreib begeistern. Radfahren war anders. Der Radsport ist, wie der französische Philosoph Roland Barthes schrieb, «ein modernes Epos» – er über-

GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...

Tour de France

Da hetzt ihr wochenlang herum
Wie Mäuse in der Falle,
Und wer nicht dopt, kommt darin um,
Und darum dopt ihr alle.

Doch darf denn Tour nur Hetze sein?
Ihr könnt doch auch mal schieben!
Und bei Baguette und rotem Wein
Euch öffnen und verlieben!

Es leidet, wenn er rasen muss,
Der Mann samt seiner Mannschaft.
Drum schiebt und gebt euch einen Kuss
Und freut euch an der Landschaft!

THOMAS GSELLA

Er trug das Maillot
jaune, seine
Augen waren gross
und blau, die Wimpern
vom Regen und
Schweiss verklebt, sein
Gesicht das eines
Jungen.

spannt alle Formen des literarischen Konflikts: Mensch gegen Mensch, Mensch gegen sich selbst, Mensch gegen Natur, Mensch gegen Maschine, Mensch gegen Zeit, Mensch gegen Geschichte. Ich erinnere mich an den Ausdruck höchster, tränenreicher Freude im Gesicht des Schweizers Marc Hirschi – der von seinem Team dieses Jahr leider nicht für die Tour ausgewählt worden ist –, als er nach einer absoluten Verzweiflungstat die Etappe nach Sarran gewann. Er kämpfte sich in die Ausreissergruppe und preschte dann allen davon. Ich dachte: Mein Gott, was für ein Sport.

Der Übergang vom Zuschauen zum Schreiben erfolgte in meinem ersten Tour-sommer 2020 aber erst bei dem schicksalhaften Zeitfahren der 20. Etappe. Ich hatte die Etappe nicht live sehen können und dachte, Roglič hätte sicher gewonnen. Schliesslich hatte er die Gesamtwertung bis dahin mit viel Vorsprung angeführt. Als ich nach Hause kam, schaltete ich sofort den Fernseher ein. Ich kann immer noch den Moment spüren, in dem mir klar wurde, dass es vorbei war, als sich Roglič in seinem absurden gelben Anzug und mit schief sitzendem Helm abmühte, den Berg zu erklimmen, eine Tätigkeit, die ihm eigentlich so gut lag und für die wir ihn kannten. Doch der Kommentator sagte immer und immer wieder: «Das ist unfassbar! Er verliert hier die Tour de France!»

Ich begann zu weinen. Die ganze Sache war so real, so unvermittelt. Mein Herz schmerzte für Roglič, diese bemerkenswerte Figur, die ich gerade erst kennen gelernt hatte. Das Schlimmste daran war, dass er alles richtig gemacht hatte. Sein Team hatte es wochenlang perfekt gespielt. Ich kann nicht beschreiben, wie unerwartet, wie schockierend diese Niederlage war. Es schien unglaublich grausam, dass die Geschichte so enden sollte, die ganze Saga, die sich über Wochen hinzog.

Ich erinnere mich mit kristalliner Klarheit an den fahlen, verzweifelten Gesichtsausdruck von Roglič, als er als Verlierer die Linie überquerte, auf dem Boden zusammenbrach, den Kopf in den Händen. Und ich erinnere mich an den jugendhaften Ausdruck des absoluten Schocks im Gesicht von Tadej Pogačar, als ihm mitgeteilt wurde, dass er die Tour de France gewonnen hatte.

Unmittelbar danach begann ich zu schreiben.

○

Aus unkontrollierbarer und überschwänglicher Verzweiflung begann ich, über das Velofahren zu schreiben. Es gibt einen Spruch, den ich von einem Freund gelernt habe: «Schreibe nicht, wenn du nicht musst, und veröffentliche nicht, wenn du nicht *wirklich* musst.» Ich musste es. Wirklich.

Ich dachte, dass ich vielleicht in fünf Jahren als Journalistin an der Tour de France teilnehmen könnte. Es dauerte sechs Monate. Während dieser sechs Monate lernte ich Primož Roglič kennen (über Zoom). Ich porträtierte ihn für ein Magazin. Ich wollte seine Geschichte erzählen, ich habe viel von mir selbst in ihn hineingelesen. Ich dachte, mit meinem Charme und Witz und den Fragen, über die ich mir monatelang den Kopf zerbrochen hatte, könnte ich etwas von Roglič lernen, der bekanntlich ein schwer zu lesender Mensch ist. Ich war naiv.

Das erste Gespräch lief nicht gut. Ich weinte. Das war, so schrieb ich, der Tod meines Fantums – die Erkenntnis, dass ich kein Fan sein konnte, wenn ich Journalistin werden wollte. Ich musste mich von einem Teil der Liebe befreien, von der ich erst kürzlich so berauscht worden war. Mein letzter Akt als Fan bestand darin, dass ich Roglič in unserem etwas geglückerteren zweiten Interview, in dem er beschloss, sehr witzig und charmant zu sein, mein Dilemma gestand. Das war höchst unprofessionell, aber er hatte Mitleid mit mir. Er sagte: «Ich wünschte, ich könnte dir sagen, dass es lustig und nett und einfach sein wird. Aber es ist ein verdammt harter Sport. Weissst du, was ich meine?» Ich sagte: Ja. Bei der Tour merkte ich, dass ich keine Ahnung hatte.

Die Tour ist eine verschlüsselte Existenz, die alle Velojournalistinnen und Velojournalisten teilen. Es ist ein Muster des Seins. Von meiner ersten Tourwoche erinnere ich mich an die Chalets und Frühstückspensionen inmitten von Blumen und Wiesen, die Restaurants, die von strengen Madames geführt wurden. Die Fes-

te in den Bergen, Tausende Hobbyvelofahrerinnen und Hobbyvelofahrer in Elasthananzügen, die den Anstieg zu erklimmen versuchten, bevor die Offiziellen sie an den Strassenrand verwiesen, die Franzosen in ihren Wohnmobilen, die Wein aus dem Zapfhahn tranken und «Dopage, dopage!» riefen, als Chris Froome vorbeifuhr. Da war das erste Treffen mit Roglič, der sagte: «Schön, dich zu sehen», nur um Stunden später aus dem Rennen zu stürzen. Da war Matej Mohorič – ein Slowene wie Roglič und Pogačar –, der nach seinem Ausreissersieg auf der siebten Etappe in Tränen ausbrach.

Und da war ich, wie ich vor Pogačar stand, nachdem ihm im strömenden Regen hinauf nach Le Grand-Bornand ein genialer Coup gelungen war. Er trug das Maillot jaune, das gelbe Trikot des Gesamtleaders, das er sich auf dieser Etappe erobert hatte, seine Augen waren gross und blau, die Wimpern vom Regen und Schweiss verklebt, sein Gesicht das eines Jungen.

Nichts in meinem Leben wird jemals mit dieser ersten Woche vergleichbar sein. Es ist einfach nicht möglich. Wenn es diese erste Woche der Tour nicht gegeben hätte, würde ich heute nicht in Slowenien leben, Slowenisch sprechen und hauptsächlich über slowenische Radfahrer schreiben. Diese erste Tour hat alles verändert, und nichts ist mehr, wie es war.



Ich denke, wenn ich all das schreibe, will ich damit sagen, was ich zu Beginn gesagt habe: dass das Leben nie wirklich planbar ist. Jemand fragte mich kürzlich auf einem Podium: «Was kommt für Sie nach dem Radfahren?» Ich kann mir nicht vorstellen, dass es nach dem Radfahren etwas gibt. Der andere Punkt, den ich machen möchte, ist dieser: Der Radsport unterscheidet sich von allen anderen Sportarten dadurch, dass es kostenlos ist, ihn live zu sehen, abgesehen von den Reisekosten. Es gibt keine Eintrittskarten. Man muss nur am Strassenrand auftauchen.

Wenn Sie also einmal die Gelegenheit haben, sollten Sie zur Tour de France gehen. Sie sollten sich die kitschigen Feierlichkeiten an der Startlinie, die endlosen Sonnenblumenfelder und Hunderte von kleinen Kindern in billigen Leclerc-T-Shirts mit Polka-Dots ansehen. Sie sollten einen Nachmittag lang am Strassenrand stehen und Würstchen grillieren, während Sie auf das warten, was sich schliesslich zu einer Viertelstunde irrsinnigen Aufbaus entwickelt: die Karawane, die Rennfahrzeuge, das rote Auto des Kommissärs, zahllose Motorräder, VIPs mit getönten Scheiben, all das, was zu einem Moment führt, der in einem spektakulären Durcheinander von Farben und Körpern vergeht, unvorstellbar schnell für die Art von Energie, die allein von Menschen erzeugt wird.

Wenn Sie das nicht können, können Sie es stattdessen auch im Fernsehen sehen. Man kann nie wissen. Es könnte auch Ihr Leben verändern. DM

Wenn Sie einmal die
Gelegenheit haben,
sollten Sie zur Tour de
France gehen.

«DAS MAGAZIN»
ist die wöchentliche Beilage
des «TAGES-ANZEIGER»,
der «BASLER ZEITUNG»,
der «BERNER ZEITUNG» und
von «DER BUND»

HERAUSGEBERIN
Tamedia Publikationen
Deutschschweiz AG, Werdstrasse 21,
8004 Zürich
Verleger: Pietro Supino

REDAKTION Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11
E-Mail: redaktion@dasmagazin.ch

Chefredaktion: Bruno Ziauddin,
Barbara Achermann
(Stv. Chefredaktorin)
Redaktion: Sven Behrisch,
Mikael Krogerus, Nina Kunz
Artdirektion: Nathan Aebi
Bildredaktion: Carmen Brunner,
Maria Leutner
Abschlussredaktion: Julia-Silvana
Hofstetter
Redaktionelle Mitarbeit:
Sascha Britsko, Christof Gertsch, Ursina
Haller, Max Küng, Trudy
Müller-Bosshard, Christian Seiler
Honorar: Marina Ambrogio-Donati

VERLAG Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11

Leitung Nutzermarkt: Marc Isler
Leitung Abo-Service: Aranzazu Diaz
Goldbach Publishing AG:
Philipp Mankowski (Managing Director)
Adriano Valeri (Director Client Sales)
Sales Administration Print:
Mara Grassi (Division Manager)
Anzeigen: Goldbach Publishing AG
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon +41 44 248 42 30
anzeigen@dasmagazin.ch
www.goldbach.com
Trägertitel: «Tages-Anzeiger»,
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Tel. 044 404 64 64
abo@tagesanzeiger.ch;
«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466
abo@bernerzeitung.ch;
«Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13
abo@baz.ch;
«Der Bund», Tel. 0844 385 144
abo@derbund.ch
Nachbestellung:
redaktion@dasmagazin.ch

Ombudsmann:
Ignaz Staub, Postfach 318, 6330 Cham 1
ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

**Bekanntgabe von namhaften
Beteiligungen der Tamedia
Publikationen Deutschschweiz AG
i.S.v. Art. 322 StGB:**
DZZ Druckzentrum Zürich AG,
LZ Linth Zeitung AG,
Tamedia Abo Services AG,
Tamedia Basler Zeitung AG,
Tamedia ZRZ AG,
Zürcher Oberland Medien AG

Ein Angebot von Tamedia



**Die Künstlerin REGULA HUMM (93)
lebt in Wädenswil ZH, im selben Haus,
in dem sie geboren wurde. Noch immer
steht sie jeden Tag in ihrem Atelier.**

Wenn ich aufwache, denke ich zuerst an meine Arbeit – an meine Kunst. Es hört nie auf zu schaffen in meinem Kopf. Irgendein Problem beschäftigt mich immer. Muss eine Stelle etwas dunkler oder heller sein? Ein Objekt schief oder waagrecht? Solche Entscheidungen können mich lange beschäftigen. Gegensätze in meinen Bildern sollen sich unterstützen, aber nie töten.

Nach dem Aufstehen lege ich mich auf den Badezimmerboden und turne, wippe und strample eine Weile. Das ist einfach angenehm und tut mir gut. In der Regel ist das kurz vor sieben. Obwohl, in letzter Zeit schlampe ich ein wenig und stehe später auf...

Dann gehe ich die Treppe runter in die Küche, das schaffe ich immer noch allein. Oft steige ich mehrmals pro Tag die zwei Stockwerke rauf und runter, weil ich immer etwas vergesse. Für die Arbeiten im Haus habe ich eine Haushaltshilfe, die für mich kocht und putzt. Zum Frühstück gibt es Tee und – ganz wichtig – mein Müesli mit Hirseflöckli, Haferflöckli, Weizenkeimen und Nüssen.

Es ist anregend und lebenserhaltend, dass ich mit dreiundneunzig noch im gleichen Haus leben und arbeiten kann, in dem ich aufgewachsen bin. Ich schlafe sogar im gleichen Zimmer, in dem ich geboren wurde. Einige Jahre hatten mein Mann Ambrosius Humm und ich in Zürich und Nürnberg gelebt, 1972

zogen wir aber zurück in dieses Haus. Er war Maler und Bühnenbildner und wegen seiner Arbeit an Theatern in ganz Europa unterwegs. Vor fünf Jahren ist er gestorben. Von meinem Atelier blicke ich in den wunderbaren Garten. Mein Atelier liegt Tür an Tür mit dem damaligen Atelier meines Mannes. Es war uns immer wichtig, dass wir getrennte Bereiche hatten, sonst wären wir uns zu sehr auf die Nerven gegangen.

Das Leben um mich herum hat mich immer gefordert, ich konnte selten alles umsetzen, was ich mir vorgenommen hatte. Ich habe vier Kinder grossgezogen und den ganzen Haushalt erledigt. Das hiess damals: heizen mit Kohle, Wäsche von Hand waschen, draussen Wasser holen, wenn die Leitungen zugefroren waren... Es war anspruchsvoll, das allein zu leisten. Und wir hatten viel Besuch aus der Theaterwelt bei uns. Malen konnte ich oft erst spät am Abend oder in der Nacht, wenn alle schliefen. Aufstehen musste ich dann trotzdem mit den Kindern.

Aufgegeben habe ich das Malen aber nie! Es ist etwas, bei dem mir niemand dreinreden kann. Ich kann mich dabei auf das Wesentliche konzentrieren, mich vertiefen, denken, hinterfragen – das macht für mich das Leben und das Menschsein aus. Ich mag keine Denkkorsette.

Ab und zu besuche ich gerne Ausstellungen oder Konzerte. Aber es kommt nicht mehr so oft vor, weil ich jemanden brauche, der mich fährt, und mein Herz macht nicht mehr alles mit. Ich vergesse manchmal, dass ich in einem Alter bin, in dem andere schon gestorben sind. Aber ich habe immer noch jeden Tag Freude am Leben, bin gesund und brauche keine Medikamente. Ich hole mir die Welt halt öfters ins Haus als früher, etwa mit Büchern und Musik. Und ich bekomme Besuch aus der Familie oder von Leuten, die sich für mein Werk interessieren.

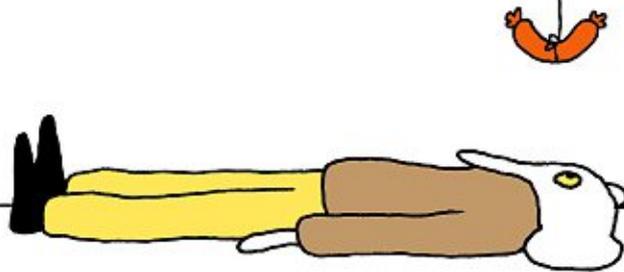
Früher wollten Kunstinteressierte oder Galeristen meistens nur das Atelier meines Mannes sehen. Dass sich heute junge Leute für meine Kunst interessieren, freut mich sehr. Das Haus ist bis unters Dach voll mit Bildern. Und in der «Grümpelkammer» – im Hinterstübli meines Kopfes – schlummern noch ganz viele Ideen.

Am Abend höre ich Musik, Podcasts, ich lese oder schreibe SMS. Ich habe ein Smartphone, bin aber leider sehr langsam damit, und das macht mich ganz kribblig. Aber ich probiere es für meine Enkel.

Die aktuelle Ausstellung von Regula Humm ist noch bis am 10. Juni in der Galerie Biblion Zürich zu sehen.

Protokoll JONAS WYDLER; Bild TOBIAS HUMM

MAX KÜNG
VELO CIAO



Früher war das Rennvelofahren ein Sport der Proletarier (wunderbar thematisiert in Kurt Frühs Meisterwerken «Bäckerei Zürrer», 1957, und «Der Fall», 1972). Heute liest man, es sei das neue Golf. Business-Deals und Networking passieren nicht mehr nur auf den Greens, sondern auch auf der Strasse. Und längst drängen sich Firmen ins Fahrradgeschäft, welche früher nichts damit zu schaffen hatten. Traditionelle italienische Hersteller wurden von global agierenden Finanzfirmen aufgekauft. Colnago etwa gehört Chimera, einem Investmentfonds aus Abu Dhabi. Erst unlängst wurde im Rahmen der Geneva Luxury Week ein Sondermodell von Colnago versteigert, echtvergoldet und mit einem Diamanten versehen, für 120'650 Franken. Das Modell «C68» ab Stange erscheint mit seinem Preisschild von 16'990 Franken fast schon wie ein Schnäppchen. Auch das Spitzenmodell von Pinarello mit dem breitbeinig daherkommenden Namen «Dogma» schlägt mit 15'650 Franken zu Buche. Pinarello wurde vor ein paar Jahren an die mit dem Luxuskonzern LVMH assoziierte Private-Equity-Firma L Catterton verkauft, nun aber soll sich der ehemalige Glencore-Chef Ivan Glasenberg die Aktienmehrheit gesichert haben. Der ebenfalls italienische Hersteller 3T aus Bergamo bietet ein Gravel-Bike, welches in Zusammenarbeit mit dem Sportwagenhersteller Lamborghini «entwickelt» wurde (es trägt den Namen «Exploro Racemax X Huracán Sterato», letzteres heisst übrigens nicht «sterilisierter Hurensohn», sondern ist ein Mix aus Spanisch und Italienisch und bedeutet so viel wie «Hurrikan-Schotterstrasse»; 15'000 Euro).

Nicht nur die Luxurierung des eigentlich wegen seiner Schlichtheit faszinierenden Rennvelos stimmt nachdenklich, denn längst ist auch das Mainstream-Bike aus Carbon gefertigt – ein umwelttechnisch

nicht unproblematisches Material, welches den Recyclingunternehmen Kopfzerbrechen bereitet. Güm-melen ist schön – hat aber einen ökologischen Reifen-abdruck.

Selbstverständlich lässt sich auch abseits aller Exzesse ein ganz vernünftiges Rennrad beschaffen, keine Frage, zudem: der Occasionsmarkt ist hierzulande gut bestückt. Und vielleicht kann man mit dem so gesparten Geld etwas zusätzlich Sinnvolles anstellen; es weitergeben beispielsweise.

Weil ich gerne Velo fahre, sehe ich es als meine moralische Pflicht, nicht nur Geld für mein eigenes Vergnügen auszugeben, sondern auch jenen zu helfen, die vielleicht noch gar kein Velo haben – und die nicht zum Spass und um gegen den Ranzen anzukämpfen sonntags schwitzend durchs Säuliamt strampeln, sondern schlichtweg darauf angewiesen sind. Deshalb spende ich an World Bicycle Relief, eine Hilfsorganisation, welche Menschen in Entwicklungsländern Velomobilität ermöglicht. Das Velo ist dort eines der effizientesten Mittel gegen Armut, denn ein verlässliches Transportmittel ist essenziell für den Zugang zu Bildung, Gesundheitswesen und Arbeitsplätzen. Die Spenden sind verglichen mit den Anschaffungskosten neuer windkanaloptimierter und gewichtsreduzierter Carbon-Rennräder klein. Ein paar hundert Franken sind nicht viel, aber auch nicht wenig – und vor allem eindeutig mehr als nichts. Ich weiss: Eine Spende an World Bicycle Relief oder eine andere Hilfsorganisation verändert die Welt nicht gross, ein bisschen aber schon. Und zu spenden heisst auch, dass man über ein paar Dinge nachdenkt, dass man sich mit ihnen auseinandersetzt. Man öffnet nicht nur das Portemonnaie, sondern auch seine Augen. Und das ist – wie eine Ausfahrt mit dem Velo – ganz und gar gesund.

WER MACHT DAS TOR?

This entry

Eine Begegnung zwischen unserem Kolumnisten und dem Fußballspieler Juan Mata erwies sich als Volltreffer. Sie mündete in das Projekt «This Entry», das sich zwischen Kunst und Sport bewegt.

Es ist kein Geheimnis, dass ich von Fussball keine Ahnung habe. Das heisst aber nicht, dass mich nichts daran interessiert. Grossartig am Fussball finde ich beispielsweise das Stadion als Plattform und dass dieses Spiel so viele unterschiedliche Menschen anzieht. Vor Jahren habe ich die Bühne des Fussballs deshalb schon einmal genutzt, für eine Ausstellung im San-Siro-Stadion in Mailand, die mehr Besucher hatte als die meisten meiner Museumssusstellungen. Und nun ergab sich, durch einen Zufall, wieder eine Begegnung mit dem Fussball.

Josh Willdigg, einer meiner Mitarbeiter, hatte nämlich festgestellt, dass zu meinen Followern und Likern auf Instagram auch ein sogenannter Juan Mata gehört, ein Name, der mir nichts sagte. Bis ich ihn googelte und erfuhr, dass der Spanier zu den ganz Grossen in der Fussballwelt gehört,

der 2010 mit Spanien Weltmeister wurde und für den FC Chelsea, Manchester United und Galatasaray Istanbul spielte. Bei «Manchester» wurde ich hellhörig, denn seit Jahren bin ich dem Manchester International Festival verbunden, einem grossartigen Kulturfestival, zu dem ich regelmässig etwas beitrage. Ich schrieb also Mata, und er schlug vor, dass man sich auf einen Kaffee trifft.

Es war ein wirklich interessantes Gespräch, für mich sicherlich mehr als für ihn, denn er erklärte mir allerlei Sachen, von denen ich noch nie gehört hatte. Etwa, dass ein Spieler wie er heute möglicherweise gar keine Chance mehr hätte, weil sich alles um Kraft und Athletik drehe. Oder dass seine Spielposition, die des *Trequartista*, zu verschwinden drohe. Der *Trequartista*, soweit ich verstande habe, ist eine Art Spielmacher, kreativ, organisie-

rend, aber auch durchsetzungsstark. Viele der berühmtesten Spieler überhaupt seien auf dieser Position gewesen, etwa Maradona oder Zidane, aber in den neuen Spielsystemen habe die Stellung fast ausgedient.

So wie er ihn beschrieb, hatte ich den Eindruck, dass der *Trequartista* etwas Künstlerisches an sich habe und erzählte dem deutsch-indischen Künstler Tino Sehgal davon. Der traf sich dann ebenfalls mit Mata, aber auch mit einer Tänzerin, einem Velofahrer und einer Geigerin und erarbeitete eine Aufführung, in der es um Stimme und Bewegung geht. Während zwei Wochen wurde diese nun in Manchester aufgeführt – für Kulturmenschen auf dem Festival und für Fussballfans im Fussballmuseum.

factoryinternational.org/whats-on/tino-sehgal-this-entry

Jetzt
downloaden

Entspannt
unterwegs.
Mit der neuen
SWISS App.

Bequem online buchen und ein-
checken, Sitzplätze reservieren,
keine Reiseupdates verpassen
und mit Travel ID Login von vielen
Vorteilen profitieren.

